

P 89 - 104

**Der Wandel von Lebensformen und
seine Folgen für die soziale Integration**

Martin Diewald

Zusammenfassung

Die Zunahme von Einpersonenhaushalten und von nichtfamilialen Lebensformen sowie sinkende Geburtenziffern haben für viele das Bild einer Gesellschaft entstehen lassen, in der das Zusammenleben und die Solidarität mit anderen immer weniger Geltung besitzen. Steuern wir auf eine Gesellschaft von vereinzelt Individuen zu?

Die empirischen Untersuchungen auf der Basis von insgesamt fünf repräsentativen Bevölkerungsumfragen, die in diesem Arbeitspapier vorgestellt werden, legen eine differenziertere Betrachtungsweise nahe. Sie bestätigen solche Befürchtungen nur teilweise und zeigen, daß sich bei einem Bedeutungsverlust traditioneller Formen des Zusammenlebens auch neue Formen der Gemeinschaftsbildung herauskristallisieren.

Im einzelnen werden eheliche und nichteheliche Lebensgemeinschaften sowie verschiedene familiale und nichtfamiliale Lebensformen im Hinblick auf Kontakt- und Unterstützungspotentiale miteinander verglichen. Außerdem wird gezielt untersucht, welche Bedeutung die gemeinsame Haushaltszugehörigkeit und die räumliche Entfernung für Unterstützungsbeziehungen zwischen Eltern und Kindern haben. Schließlich werden für den Zeitraum der letzten zehn Jahre einige Trends in haushaltsübergreifenden Hilfebeziehungen dargestellt.

Martin Diewald

Der Wandel von Lebensformen und seine Folgen für die soziale Integration

1. Einleitung

Der Einfluß gesellschaftlichen Wandels auf Erscheinungsformen und Funktionen persönlicher Beziehungen ist eines der klassischen Themen der Soziologie. Dabei hat die These eines Bindungszerfalls, eines "*Verlusts von Gemeinschaft*" über die Jahrzehnte hinweg einen erstaunlichen dauerhaften Erfolg verzeichnen können. Sowohl im Zusammenhang mit der Entstehungsphase der modernen Industriegesellschaft (Tönnies 1887, Sorokin 1950) als auch den nachfolgenden Verstädterungsprozessen (Wirth 1938), der Bürokratisierung und dem Ausbau umfassender wohlfahrtsstaatlicher Institutionen (Janowitz 1976, Badura/Gross 1976), der zunehmenden Dominanz marktvermittelter Leistungen (Litwak 1959, O'Connor 1974) oder der heraufziehenden "Massengesellschaft" (Nisbet 1969): die jeweiligen Folgen wurden vornehmlich als Bedeutungsverlust und Destabilisierung zwischenmenschlicher Bezüge charakterisiert, und zwar insbesondere verwandtschaftlicher Bindungen und nachbarlicher Beziehungsmuster.

In theoretischer Hinsicht stützt sich die These eines Gemeinschaftsverlusts hauptsächlich auf die Ausdifferenzierung funktional spezialisierter, formaler Teilsysteme. Das heißt, daß unter diesen Bedingungen der einzelne Mensch weniger als in gemeinschaftlichen Bezügen auf einzelne andere oder Gruppen angewiesen sei: "Damit erhöhen sich die Chancen für eine individualisierte - gleichzeitig aber vielleicht auch isolierte und anonymisierte - Lebensform" (Hoffmann-Nowotny 1988). Auch das Fehlen allgemein verbindlicher Leitlinien und Weltbilder führe dazu, daß die Homogenität von Einstellungen und Mustern der Lebensführung als gemeinschaftsbildende Kraft abnimmt. Gegenseitige Hilfe würde dadurch weniger erwartbar.

Gegen diese pessimistische Sichtweise hat sich innerhalb der letzten drei Jahrzehnte zunehmend eine Gegenthese etabliert, die den Wandel sozialer Beziehungen eher als einen, den veränderten Lebensbedingungen angepaßten, Struktur- und Funktionswandel beschreibt. Diese "*Pluralisierungsthese*" behauptet ein Fortbestehen stabiler und funktionierender Netzwerke bei räumlicher Entflechtung und gesteigener Bedeutung frei gewählter im Vergleich zu vorgegebenen Sozialbeziehungen. Informelle Beziehungen sind heute anders organisiert und haben, zum Teil, im Rahmen einer gesamtgesellschaftlichen Arbeitsteilung andere Aufgaben zu erfüllen als es unter früheren Lebensbedingungen der Fall war. Dies bedeutet weniger eine Schwächung der funktionalen Bedeutung informeller Beziehungen als vielmehr eine Verschiebung ihres Aufgabenspektrums. Der kanadische Stadtsoziologe Wellman(1979) hat es auf die griffige Formulierung gebracht: "Community liberated" statt "Community lost".

Das Hauptargument der "community liberated" - Richtung ist die Annahme, daß eines der Grundbedürfnisse des Menschen das nach sozialer Einbindung ist, und daß Menschen immer bestrebt sind, diesem nachzukommen. Dieses Grundbedürfnis kann gerade nicht von formalen Instanzen abgedeckt werden. Vielmehr sei die Entlastung informeller Beziehungen von Aufgaben der Produktion, Statuszuweisung und sozialer Absicherung eine Voraussetzung dafür, daß sie sich auf die psychosozialen Aufgaben der Sozialisation, emotionalen Stabilisierung und sozialen Einbindung der Gesellschaftsmitglieder konzentrieren können.¹ Die diesem Funktionswandel am besten angepaßte Organisationsform sei die Kernfamilie. Im Gegensatz zu Parsons' Isolationsthese der Kernfamilie (Parsons 1949) und ihren Abwandlungen (z.B. Zweiter Familienbericht)² erwies sich die Kernfamilie jedoch in

-
- 1 Wie Mitterauer und Sieder (1977) erwähnen, gab es im Mittelalter im deutschsprachigen Raum gar kein Wort für die Familie im heutigen Sinne, sondern nur für die gesamte Hauswirtschaft inklusive Gesinde.
 - 2 Parsons hat unter "Isolation" eine funktionale Spezialisierung der Kernfamilie auf bestimmte Aufgaben verstanden, die von keinem anderen Teilsystem innerhalb der Gesellschaft wahrgenommen werden. In anderen Publikationen wurde teilweise unter (falscher) Berufung auf Parsons - die These einer Isolation der

einer Vielzahl empirischer Untersuchungen keineswegs als isoliert. Es wurden immer wieder sowohl häufige Alltagskontakte als auch ausgedehnte Hilfebeziehungen mit anderen Haushalten festgestellt.³ Diese beschränken sich nicht allein auf die psychosoziale Versorgung, sondern erstrecken sich - in Konkurrenz und Ergänzung zu Markt und Staat - auch auf eine Vielzahl von Dienstleistungen und materielle Transfers.

Nachdem die Diskussion um die *langfristige* Entwicklung der Sozialbeziehungen empirisch eher im Sinne der Pluralisierungsthese entschieden ist, bildet nun die *These eines "neuerlichen Individualisierungsschubs"* (Beck 1986) den theoretischen Hintergrund für eine erneute Fortsetzung der Kontroverse um die beiden Thesen. Die Frage ist, inwiefern eine individualisierte Biographieplanung und die Infragestellung etablierter und die Ausdifferenzierung teils neuer Lebensformen zu einer Entsolidarisierung der Gesellschaft und Vereinzeln der Individuen führen? Die Konzentration der Anspruchshaltungen bezüglich emotionaler Bedürfnisse auf Ehe und Familie einerseits und die Infragestellung der traditionellen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung andererseits führen nämlich zunehmend zu einer Erosion des Verhaltensmodells der Kernfamilie, die doch gerade als institutionelle Anpassungsleistung zur Befriedigung der psychosozialen Bedürfnisse entstanden war.

Nach Hoffmann-Nowotny (1987: 160 u. 168) hat dieser Erosionsprozeß von Ehe und Familie zwei Seiten. Zum einen sind sie als soziale Gruppen zerbrechlicher geworden: Einmal eingegangene Ehen, einmal gegründete Familien sind weniger als

Kernfamilie auch auf die Ebene alltäglicher Kontakte und Hilfeleistungen ausgedehnt.

³ Ich verweise hier insbesondere auf die deutschen "Verkehrskreis"-Untersuchungen der 50er und 60er Jahre (z.B. Klages 1958, Pfeil 1965), für die neuere Zeit auf Strohmeier 1983 und Diewald 1986. Zusammenfassende Darstellungen sind Schubert 1977 und Schenk 1984. Für den angelsächsischen Bereich siehe insbesondere - mit jeweils unterschiedlicher Schwerpunktsetzung - Bott 1957, Granovetter 1973, Wellman 1979 u. 1981, Fischer et al. 1977, Fischer 1982.

in den Jahrzehnten zuvor über den individuellen Lebensverlauf hinweg stabil.⁴ Zum zweiten haben sie auch als Institutionen an Bedeutung verloren: Weniger als früher sind sie durch internalisierte Werte und Normen abgestützt und so in der Lage, verbindliche Orientierungen und Verhaltensmuster vorzuschreiben. Festgemacht werden diese Erosionstendenzen hauptsächlich an hohen Scheidungsquoten, neuerdings sinkenden Wiederverheiraturquoten, geringeren Kinderzahlen sowie einer zunehmenden Verbreitung nichtfamiliärer Haushalts- und Lebensformen.

U. Beck (1986:189) schreibt denn auch im vierten Kapitel seiner "Risikogesellschaft" von einem "Verlust an traditionellen Formen der Angstbewältigung" und davon, daß "...die Mehrzahl der Menschen also in eine ihnen unter Schmerzen und Ängsten *historisch verordnete Erprobungsphase der Formen ihres Zusammenlebens* eingetreten sind, deren Ende und Ergebnis heute noch gar nicht abgesehen werden kann." (Hervorhebung durch den Autor). Doch wie Joas in einer Besprechung der "Risikogesellschaft" schreibt, geraten dabei immer nur Zersetzungswirkungen in den Blick, während mögliche konstitutive Prozesse der Gemeinschaftsbildung ausgeblendet bleiben.⁵ Ziel dieses Beitrags ist es, anhand einiger empirischer Beispiele, die Pluralisierung von Lebensformen daraufhin zu untersuchen, inwieweit sie eine Bedrohung der Integrationsfähigkeit unserer Gesellschaft darstellt.

4 Dabei ist allerdings auch zu beachten, daß es - aufgrund der gestiegenen Lebenserwartung - historisch gesehen das erste Mal, daß Ehepaare überhaupt 40 bis 50 Jahre zusammenleben. Scheidungen waren in frühen Zeiten auch wohl deswegen seltener, weil mehr Ehen durch den Tod eines der Ehepartner auseinandergerissen wurden.

5 "Interessant ist ..., daß bei Beck ja schließlich von der Zersetzung jener Traditionen, Institutionen und Bindungen die Rede ist, die nicht etwa durchgehend vorindustrieller Herkunft sind, sondern oft erst in einer Phase entstanden, die wir heute als traditionelle Industriegesellschaft bezeichnen. Es müssen also in eben jener Epoche, die für die klassische Soziologie vornehmlich vom Bindungszerfall gekennzeichnet war, neue Bindungen entstanden sein, auf die wir heute mit fast derselben Nostalgie zurückblicken, wie damals auf vorindustrielle Zeiten zurückgeblickt wurde." (Joas 1988:4-5). Ähnlich argumentiert Mackensen (1988:11).

2. Soziale Netzwerke, soziale Unterstützung und die Pluralisierung von Lebensformen

Auf der Ebene persönlicher Beziehungen ist der gegenwärtige Individualisierungsschub hauptsächlich als Pluralisierung von Haushalts- und Familienformen beschrieben worden. Aufmerksamkeit findet vor allem die zunehmende Verbreitung nichtfamiliärer Haushaltsformen: alleinwohnende Ledige vor und nach der Phase der Postadoleszenz, Alleinerziehende, unverheiratet zusammenlebende Paare, kinderlose Paare sowie die - neuerdings seltener wieder heiratenden - Geschiedenen. Sie repräsentieren diejenigen Lebensformen, die die höchsten Zuwachsraten zu verzeichnen haben, auch wenn sie in der Querschnittsbetrachtung noch weit hinter der Verbreitung familiärer Lebensformen zurückbleiben (Hoffmann-Nowotny 1987).

Was ist damit gemeint, wenn man solche *Haushalts*Konstellationen als *Lebensformen* bezeichnet? Die Zunahme kleiner und nichtfamiliärer Haushalte kann sicherlich als Trend zu einer individualisierteren Lebensführung gedeutet werden. Aber heißt das auch, daß die Menschen zunehmend auseinanderrücken und familiäre Solidaritäten geschwächt werden? Sind sie also ein Indikator für soziale Isolation und Entsolidarisierung? Zwei grundsätzliche Überlegungen bzw. daran anschließende Analysekonzepte sprechen dagegen, die Struktur von Haushalten als (alleinigen) Indikator für derartige Behauptungen zu interpretieren.

Zum einen beziehen sich Aussagen über Isolation und soziale Einbindung sinnvollerweise immer nur auf die gesamten Beziehungen einer Person, nicht nur auf die mit ihr in einem Haushalt zusammenlebenden. Als Oberbegriff für die Gesamtheit dieser Beziehungen hat sich in den letzten Jahren zunehmend der Begriff des persönlichen *Netzwerks* durchgesetzt.⁶ Aus der Netzwerkperspektive ist es daher, zum Beispiel, keineswegs von vorneherein gesagt, daß *Alleinwohnen* gleichbedeutend ist mit *Alleinleben*. Häufige und intensive Kontakte zu Familie und Verwandtschaft müssen keineswegs von einer gemeinsamen Haushaltszugehörigkeit abhängen.

⁶ Wahlweise werden auch die Begriffe des "privaten" oder "egozentrierten Netzwerks" verwendet.

gig sein. Und selbst ein Fehlen familial-verwandtschaftlicher Beziehungen muß nicht zu sozialer Isolation führen, wenn stattdessen enge Beziehungen zu Nichtverwandten bestehen. Umgekehrt ist die Zugehörigkeit zu einem großen Haushalt allein noch kein Garant für eine ausreichende soziale Einbindung.

Zum zweiten haben Untersuchungen über *soziale Unterstützung* in den letzten Jahren gezeigt, daß zwischen Strukturen und Funktionen, d.h. zwischen Netzwerk-Konfigurationen einerseits sowie Unterstützungsprozessen und -ergebnissen andererseits klar unterschieden werden muß (House/Kahn 1985).⁷ Sowenig wie gemeinsame Haushaltszugehörigkeit, nahe Verwandtschaft oder häufige Interaktionen eine Garantie für emotionale Unterstützung oder die Vermittlung eines Zugehörigkeitsgefühls sind, sowenig muß beispielsweise räumliche Distanz ein Hindernis für ein gegenseitiges Verpflichtungsgefühl oder, auf der praktischen Ebene, eine Aus-hilfe in Krankheitsfällen sein.

Es wäre also etwas vorschnell, in einer Auflösung traditioneller Formen des Zusammenlebens auf Haushaltsebene direkt einen "Niedergang von Gemeinschaft" zu sehen, würden doch auf diese Weise - ohne Überprüfung - bestimmte Strukturen mit Funktionen gleichgesetzt. Stattdessen sollten die jeweiligen Zusammenhänge zwischen bestimmten formalen Dimensionen von Beziehungen und Netzwerken (räumliche Entfernung, Dauerhaftigkeit, Rollenkontext, Interaktionshäufigkeit, Netzwerkdicke etc.) und verschiedenen inhaltlichen Dimensionen der sozialen Un-

⁷ Mit "sozialer Unterstützung" bezeichnet man als einem Sammelbegriff die Vielzahl von Leistungen, die innerhalb sozialer Beziehungen füreinander erbracht werden. Darunter fallen so verschiedene Leistungen wie:
- emotionale Unterstützung, beispielsweise die Vermittlung eines Zugehörigkeitsgefühls, von Liebe und Zuneigung oder von sozialer Anerkennung;
- Beratung und Information bei Alltagsproblemen und größeren Schwierigkeiten;
- Geselligkeit;
- materielle Hilfen wie das Leihen oder Schenken von Geld und Sachgütern;
- verschiedene Dienstleistungen: güterbezogene Leistungen wie Reparaturen und handwerkliche Arbeiten sowie personenbezogene Dienstleistungen wie Kinderbetreuung oder Pflegeleistungen.

terstützung (z.B. emotionale, materielle oder praktische Unterstützung) und/oder der Qualität der Unterstützung zum Forschungsgegenstand gemacht werden.

So unzureichend es also ist, allein auf der Basis einer Auflösung bisher vorherrschender Beziehungsmuster einen Verlust von Gemeinschaft zu folgern, so wenig reicht es allerdings auch aus, die optimistische Diagnose eines zwar veränderten, aber nicht verminderten Unterstützungspotentials informeller Beziehungen allein auf eine "Entdeckung" neuer Lebensformen zu gründen. Notwendig ist vielmehr eine Bilanzierung der Leistungsfähigkeit (Funktionskomponente) verschiedener Organisationsformen (Strukturkomponente) von Beziehungsmustern, die als "alte" und "neue" Alternativen innerhalb des Lebensverlaufs angesehen werden können. Ob sich die jeweiligen Einzelergebnisse dann tatsächlich zu einem pauschalen Gesamturteil in Richtung Desintegration oder neue Formen der Integration zusammenfassen lassen, wird so als offene Frage behandelt.

3. Datenbasis und Vorgehensweise

Die folgenden Untersuchungen stützen sich auf insgesamt fünf repräsentative Bevölkerungsumfragen: den "Allbus 1986" sowie die "Wohlfahrtssurveys 1978, 1980, 1984 und 1988".⁸ Die Wohlfahrtssurveys enthalten zu einem großen Teil Replikationsfragen, so daß mit ihnen Vergleiche über den Zeitraum der letzten 10

⁸ Die Wohlfahrtssurveys wurden im Sonderforschungsbereich 3 "Mikroanalytische Grundlagen der Gesellschaftspolitik" der Universitäten Frankfurt und Mannheim unter der Leitung von Wolfgang Zapf, Wolfgang Glatzer und Heinz-Herbert Noll entwickelt. Ihr Frageprogramm ist darauf ausgerichtet, objektive Lebensbedingungen und subjektive Lebensqualität in mehreren Lebensbereichen zu messen und zu erklären. Der Allbus 1986 wurde im Rahmen des Forschungsprogramms "Allbus" (Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften) bei ZUMA (Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen) in Mannheim erhoben. Auch dabei handelt es sich um eine Mehrthemenbefragung, allerdings mit einem stärker wechselnden Frageprogramm. Die Stichprobengröße der Wohlfahrtssurveys liegt bei ca. 2000 Fällen, die der Zusatzbefragung "Netzwerke und soziale Unterstützung" des Allbus 1986 bei ca. 2800 Fällen. Wohlfahrtssurveys und Allbus sind repräsentativ für die deutsche Bevölkerung ab 18 Jahren, die innerhalb der Bundesrepublik und Westberlin in Privathaushalten lebt.

Jahre möglich sind.⁹ Die relativ große Fallzahl dieser Umfragen erlaubt es, vergleichsweise differenzierte Haushalts- und Familienkonstellationen zu unterscheiden und hinsichtlich der damit verbundenen Kontakt- und Unterstützungspotentiale zu beurteilen (s. Abschnitte 4 u. 5).

Bei Untersuchungen auf der Basis repräsentativer, der Sozialberichterstattung verpflichteter Mehrthemen-Umfragen stellt sich das grundsätzliche Problem, zwei kaum miteinander vereinbare Anforderungen in Einklang zu bringen. Einerseits erlaubt die Konzeption solcher Umfragen nur vergleichsweise globale, quantitative Indikatoren. Andererseits wird gerade in den jüngeren Beiträgen der einschlägigen Unterstützungsforschung betont, wie spezifisch und komplex der Wirkungszusammenhang zwischen verschiedenen formalen Netzwerkdimensionen und Formen der sozialen Unterstützung in unterschiedlichen Lebenszusammenhängen ist (Shumaker/Brownell 1984). So scheinen für manche Formen der Unterstützung eher große, heterogene Netzwerke geeignet zu sein, während für andere Hilfearten eher kleine, lokal konzentrierte und in sich geschlossene Beziehungssysteme förderlich sind.

Beide Ansätze treffen sich jedoch mindestens in einem Punkt. Eine der jeweils konzeptuell wichtigsten Unterscheidungen ist die zwischen Input- und Output-Indikatoren, Strukturen der Leistungsproduktion und den Leistungen bzw. ihren Auswirkungen selbst; und das heißt hier: formalen Dimensionen von Netzwerken einerseits (Haushaltsstrukturen sind davon ein Teilbereich) und sozialer Unterstützung andererseits. Beide Bereiche sind im folgenden so operationalisiert, daß sie trotz notwendiger Komplexitätsreduktion eine möglichst eindeutige und zuverlässige Interpretation erlauben.

Die folgenden empirischen Untersuchungen orientieren sich an zwei verschiedenen Strategien. Dabei gehe ich von der Prämisse aus, daß es sich bei "Individualisierung" um einen "catch all" - Begriff handelt, hinter dem sich eine Reihe unter-

⁹ Es handelt sich jedoch nicht um ein Panel, sondern um jeweils unabhängig voneinander erhobene Querschnittsbefragungen.

schiedlicher Einzelphänomene und -entwicklungen verbirgt, die durchaus auch unterschiedlich eingeschätzt werden können und auch einzeln untersucht werden müssen. Die eine Strategie besteht darin, unterschiedliche *Lebensformen* zu konstruieren und zu untersuchen, welche Kontakt- und Unterstützungspotentiale jeweils mit ihnen verbunden sind (s. Abschnitte 5 und 6). Gemäß der im zweiten Abschnitt dargelegten Argumentationsweise beziehen sich diese Potentiale nicht nur auf die jeweiligen Haushaltsmitglieder, sondern auch auf die haushaltsübergreifenden Beziehungen der befragten Personen.

Diese Lebensformen stellen operationale Kombinationen aus dem Alter, dem Familienstand, dem Erwerbsstatus und der Haushaltszusammensetzung (Lebenspartner, Kinder etc.) der Befragten dar (vgl. Übersicht 1). Ihre Definition orientiert sich in theoretischer Hinsicht an dem Anspruch, die für verschiedene Lebensphasen charakteristischen "traditionellen" und "neuen" (im Sinne von überproportional zunehmenden) Lebensweisen abzubilden.

Die zweite Strategie besteht darin, bestimmte einzelne formale Beziehungsmerkmale im Hinblick auf ihre Relevanz für die Leistung von sozialer Unterstützung zu untersuchen. Im einzelnen untersuche ich, welche Bedeutung der Institutionalisierungsgrad und die gemeinsame Haushaltszugehörigkeit für die Unterstützungsbereitschaft in Partnerbeziehungen (Abschnitt 4) und welche Bedeutung die gemeinsame Haushaltszugehörigkeit bzw. verschiedene räumliche Entfernungen für Hilfeleistungen zwischen Eltern und Kindern haben (Abschnitt 7). Im achten Abschnitt werden einige Trends in haushaltsübergreifenden Hilfebeziehungen für den Zeitraum der letzten zehn Jahre dargestellt.

Übersicht 1: Lebensformen (Wohlfahrtssurvey 1984 u. Allbus 1986)

	WS 1984 N=	Allbus 1986 N=
Ledig, bei Eltern wohnend, in Ausbildung	82	106
Ledig, bei Eltern wohnend, erwerbstätig	148	103
Ledig, allein wohnend, nicht erwerbstätig, bis 34 J.	30	70
Ledig, allein wohnend, erwerbstätig, bis 34 J.	39	115
Ledig, allein wohnend, ab 35 J., nicht erwerbstätig	24	42
Ledig, allein wohnend, ab 35 J., erwerbstätig	17	45
Paar (1), ohne Kind, bis 34 J., erwerbstätig (2)	42	136
Paar, ohne Kind, bis 34 J., nicht erwerbstätig	93	40
Paar, ohne Kind, ab 35 J., erwerbstätig	44	72
Paar, ohne Kind, ab 35 J., nicht erwerbstätig	52	65
Paar, jüngstes Kind unter 6 J.	178	312
Paar, jüngstes Kind 6-12 J.	181	229
Paar, jüngstes Kind 13-17 J.	185	188
Paar, jüngstes Kind über 17 J.	224	200
Paar, "leeres Nest", erwerbstätig	78	247
Paar, "leeres Nest", nicht erwerbstätig	258	297
Alleinerziehende	56	84
Getrennt oder geschieden Lebende, ohne Kind	65	124
Verwitwet, alleinwohnend	148	254
Verwitwet, nicht alleinwohnend	63	68
Insgesamt	2067	2809

(1) Befragte, die - verheiratet oder unverheiratet - mit einem Lebenspartner zusammenwohnen. Sind Kinder vorhanden, handelt es sich fast ausschließlich um Ehepaare.

(2) Die Angabe der Erwerbstätigkeit bezieht sich jeweils nur auf die befragte Person; der Erwerbsstatus des Partners blieb unberücksichtigt.

4. Unterstützungsbeziehungen in ehelichen und nichtehelichen Partnerschaften

Die Ehe ist heute nicht mehr die allein akzeptierte Form der Partnerschaft von Männern und Frauen. Unverheiratet zusammenlebende Paare haben sich zunehmend als legitime Form des Zusammenlebens von Mann und Frau vor und neben der Ehe etabliert. Als Einschränkung muß allerdings angefügt werden, daß dies - zumindest

bis heute - nur für kinderlose Partnerschaften gilt, denn "die informelle Partnerbeziehung wird häufig in die legalisierte Form überführt, sobald ein Kind erwartet oder gewünscht wird" (Nave-Herz 1988:67). Verschiedenen Untersuchungen zufolge können nichteheliche Lebensgemeinschaften nicht bloß als Probeehen oder "Vorstufen" zu einer Ehe bzw. Familiengründung angesehen werden (Meyer/Schulze 1983). Diese Charakterisierung trifft wohl nur für einen Teil der nichtehelichen Lebensgemeinschaften zu.¹⁰ Für einen anderen Teil stellen sie vermutlich eine mehr oder weniger bewußt als Alternative zur Ehe konzipierte neue Form des Zusammenlebens dar (Nave-Herz 1988:68). Inwieweit nichteheliche Partnerschaften jedoch tatsächlich als funktionale Äquivalente von Ehen angesehen werden können, soll hier auf der Ebene von Ähnlichkeiten bzw. Unterschieden in der jeweiligen Organisation von Unterstützungsbeziehungen und Alltagskontakten überprüft werden. Dabei unterscheide ich zwischen dem "Binnenverhältnis" der Partner zueinander sowie dem "Außenverhältnis" zum jeweiligen sozialen Umfeld.

Das *Binnenverhältnis* wird über die Bedeutung des Partners als vorrangige Hilfequelle bei einer Reihe von Notsituationen operationalisiert, und zwar als prozentualer Anteil der Nennungen des Partners als erst- oder zweitgenannte Anlaufstation an allen Nennungen. Dabei handelt es sich um zwei praktische Hilfen (Arbeiten in Wohnung und Garten sowie bei vorübergehender krankheitsbedingter Bettlägerigkeit), drei kognitiv-emotionale Hilfen (Hilfe bei Depressionen, Rat bei wichtigen Veränderungen im Leben, Besprechen ernster Sorgen und Schwierigkeiten) sowie das Ausleihen einer größeren Geldsumme. Es werden drei unterschiedlich formalisierte Partnerschaftsverhältnisse miteinander verglichen: verheiratet und unverheiratet zusammenlebende sowie unverheiratete, in getrennten Haushalten lebende

¹⁰ Dabei dürfte es sich jedoch um den größeren Teil handeln. Nach Auswertungen der ersten und zweiten Welle des Sozio-ökonomischen Panels sind von den nichtehelichen Lebensgemeinschaften zum Erhebungszeitpunkt 1984 bereits ein Jahr später nur noch 79% übrig geblieben. In 2% der Fälle kam ein Kind hinzu, wobei in jeweils einem Prozent der Status der nichtehelichen Lebensgemeinschaft (zunächst) erhalten blieb bzw. in eine Ehe gemündet hat. 12% haben auch ohne Kind innerhalb eines Jahres geheiratet, und 7% haben sich innerhalb Jahresfrist getrennt (Witte 1987:371).

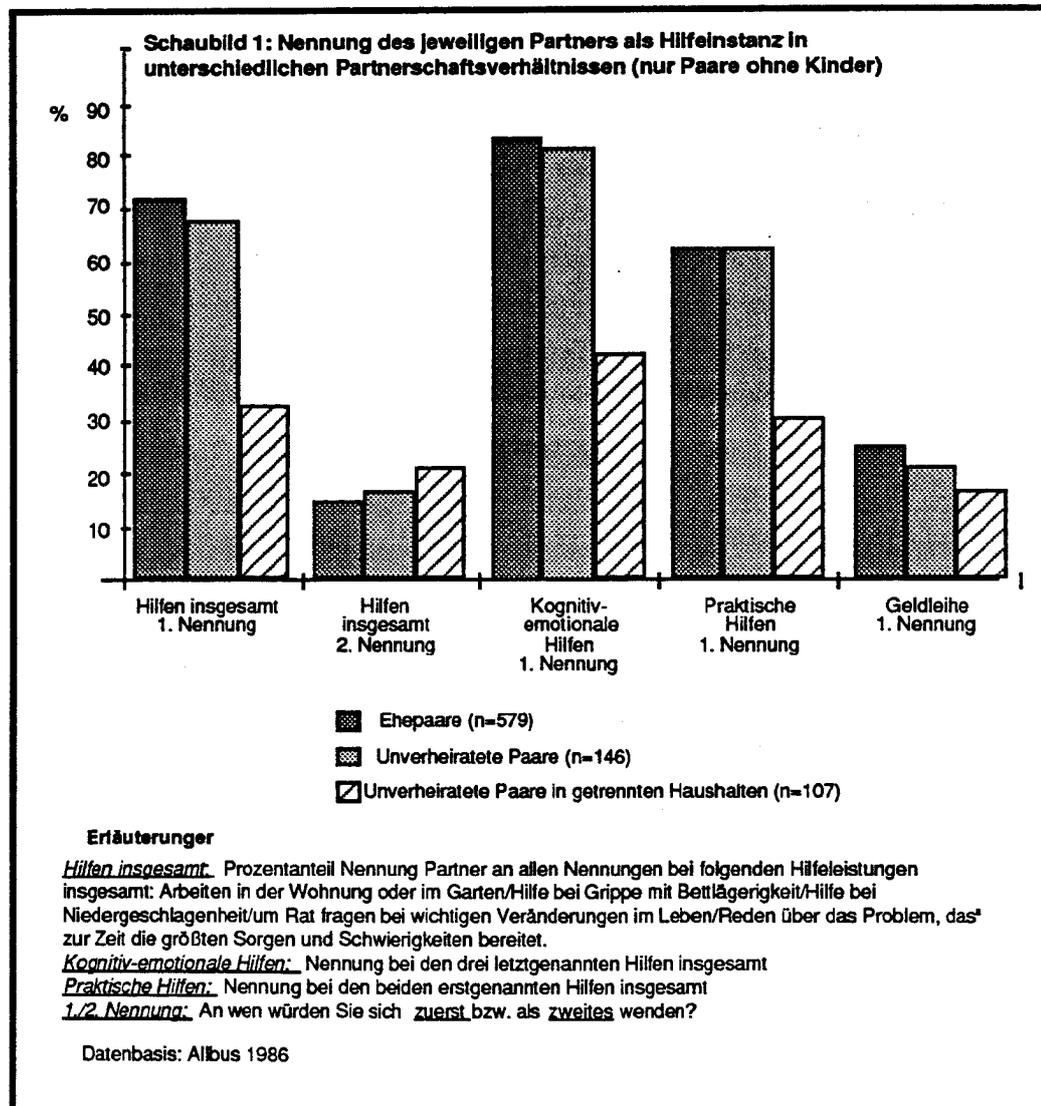
Paare.¹¹ Um eine bessere Vergleichbarkeit der Gruppen untereinander zu gewährleisten, werden ausschließlich kinderlose Partnerschaften betrachtet.¹² Da die genannten Partnerschaftsformen altersstrukturell und auch geschlechtsspezifisch etwas ungleich in der Stichprobe verteilt sind, wurden diese beiden Faktoren mittels multipler Klassifikationsanalysen konstant gehalten.¹³

Hinsichtlich der innerhalb der jeweiligen Partnerschaften wechselseitig geleisteten sozialen Unterstützung können eheliches und nichteheliches Zusammenleben tatsächlich als funktional weitgehend äquivalent angesehen werden (vgl. Schaubild 1). In beiden Fällen finden wir eine starke Dominanz des Lebenspartners als vorrangige Hilfequelle sowohl bei praktischen als auch bei kognitiv-emotionalen Arten der Unterstützung. Selbst beim Leihen einer größeren Geldsumme, die ja in starkem Ausmaß Vertrauen in den Verpflichtungscharakter einer Beziehung voraussetzt, sind die Unterschiede zwischen ehelich und unehelich zusammenwohnenden Paaren geringer als vielleicht zu erwarten wäre; bei keiner der untersuchten Formen sozialer Unterstützung waren sie signifikant. Insgesamt scheinen die nichtehelich zusammenlebenden Paare ihrem Partnerschaftsverhältnis den gleichen Verpflichtungscharakter im Hinblick auf wechselseitige soziale Unterstützung zuzuschreiben wie die verheirateten Paare. Da diese Relationen bei Konstanthalten von Alter und Geschlecht in gleichem Ausmaß bestehen bleiben, stellt diese Korrespondenz auch kein "künstliches" Ergebnis aufgrund der ungleichen Altersverteilung der Befragten in den jeweiligen Partnerschaftsformen dar.

¹¹ Personen, die angaben, "Ich habe einen festen Lebenspartner, mit dem ich nicht im gleichen Haushalt lebe".

¹² Unverheiratete Paare mit Kindern sind noch zu selten, als daß sie in einer repräsentativen Umfrage der genannten Stichprobengröße bereits ausreichend für eine Analyse vertreten wären.

¹³ Als wesentliche Determinanten von Netzwerkstrukturen und Unterstützungsverhalten hätte ihre ungleiche Verteilung innerhalb der einzelnen Untersuchungsgruppen zu einer erheblichen Verzerrung der Ergebnisse führen können.



Von diesen beiden Partnerschaftsformen unterscheiden sich die unverheirateten Paare mit getrennter Haushaltsführung jedoch sehr deutlich: der jeweilige Partner wird dort nur etwa halb so oft als vorrangigste Hilfequelle genannt. Die Unterschiede sind für alle Nennungen als erste Hilfequelle auf dem 0,1%-Niveau signifikant. Es kann hier nicht eindeutig geklärt werden, worauf diese deutlichen Unterschiede letztendlich zurückzuführen sind. Es scheint allerdings wenig plausibel, sie hauptsächlich dem formalen Merkmal der (fehlenden) gemeinsamen Haushaltszugehörigkeit zuzuschreiben. Dann müssten die Unterschiede zwischen den zusammenwohnenden und den nicht zusammenwohnenden Paaren stärker nach einzelnen

Arten der sozialen Unterstützung variieren, für die räumliche Nähe als strukturelle Voraussetzung unterschiedlich wichtig ist. Das heißt: die Unterschiede müßten bei den praktischen Hilfen größer sein als bei den kognitiv-emotionalen. Es scheint vielmehr so zu sein, daß es in der Perspektive der in einem Haushalt zusammenlebenden Paare hinsichtlich des Anspruchsniveaus an den Partner keine große Rolle spielt, ob man miteinander verheiratet ist oder (noch) nicht. Dagegen sind Partnerschaften ohne gemeinsame Haushaltsführung wohl im Durchschnitt mit eingeschränkteren Ansprüchen und Erwartungen an den jeweiligen Partner verbunden. Dafür spricht auch der Vergleich der jeweiligen Nennungen des Partners als erste, d.h. vorrangigste, und denjenigen als zweite Hilfeinstanz (s. Schaubild 1). Während bei den in einem Haushalt zusammenlebenden Paaren der Partner wenn schon, dann auch als erste Hilfequelle genannt wird, ist dies bei den getrennt wohnenden Paaren weniger eindeutig. Hier kommt es vergleichsweise häufiger vor, daß der Partner - nach einer verwandten oder befreundeten Person - auch als zweite Anlaufstation genannt wird. Ob das darauf zurückzuführen ist, daß es sich um von den Beteiligten jeweils von vorneherein ganz anders konzipierte Beziehungen oder aber um Partnerschaften in einem früheren Stadium handelt, die nach einer Verfestigung in einen gemeinsamen Haushalt münden werden, kann anhand der vorhandenen Querschnittsdaten jedoch nicht entschieden werden.

Die Relevanz der unterschiedlichen Partnerschaftsformen für das informelle System der sozialen Unterstützung kann nur dann richtig eingeschätzt werden, wenn zusätzlich zum Binnenverhältnis auch das jeweilige *Außenverhältnis* zu anderen Personenkreisen innerhalb der persönlichen Netzwerke mit in die Betrachtung einbezogen wird. Es wird hier über die entsprechende Nennung von Verwandten, Freunden und Nachbarn als Hilfequelle, über die Anzahl geleisteter Hilfen für Verwandte, Freunde und Nachbarn außerhalb des eigenen Haushalts sowie über Alltagskontakte mit diesen Gruppen operationalisiert. Die oben in ihrem Binnenverhältnis als vergleichbar beschriebenen verheiratet und unverheiratet zusammenlebenden Paare will ich nun dahingehend miteinander vergleichen, inwiefern sie auch in ihrem jeweiligen Außenverhältnis miteinander übereinstimmen.

Bei Kontrolle von Alter und Geschlecht der Befragten haben unverheiratet mit einem Partner zusammenlebende Personen etwas häufigere Unterstützungsbeziehungen mit Freunden und sind fast ebenso stark in Verwandtenhilfe involviert wie verheiratete Paare (vgl. Tabelle 1a). Die Unterschiede sind zwar nicht groß, sind aber dennoch als stabil einzuschätzen: Sie zeigen sich unabhängig voneinander in zwei verschiedenen Umfragen und an zwei unterschiedlich ausgerichteten Fragestellungen mit jeweils einem breiteren Spektrum unterschiedlicher Arten sozialer Unterstützung. Auf der Ebene von Besuchskontakten scheinen unverheiratete Paare generell etwas aktiver zu sein als verheiratete (vgl. Tabelle 1b). Dies gilt für Freundschafts- und stärker noch für Verwandtschaftsbeziehungen. In der Summe der Ergebnisse können beide Partnerschaftsformen jedoch auch hinsichtlich ihres Außenverhältnisses als ähnlich angesehen werden. Überraschend scheint dabei vielleicht, daß verheiratete Paare keineswegs stärker ins Verwandtschaftssystem integriert scheinen als unverheiratete, obwohl sich durch eine Heirat der Verwandtenkreis automatisch um die angeheirateten Verwandten erweitert. Eine Erklärung dafür ist, daß Hilfen innerhalb des Verwandtschaftssystems, zumindest innerhalb des hier untersuchten Spektrums an Unterstützungsdimensionen, sowieso ganz überwiegend zwischen direkten Blutsverwandten (Eltern, Kinder, Geschwister) und sehr viel weniger zwischen anderen Verwandten geleistet werden (vgl. Diewald 1986). Eine ergänzende, hier allerdings nicht überprüfbare Erklärung wäre ein möglicher methodischer Artefakt, nämlich daß unverheiratet zusammenlebende Auskunftspersonen in ihren Antworten die Verwandten ihrer jeweiligen Partner ebenfalls als (Quasi-) Verwandte klassifiziert haben, wenn es um wechselseitige Besuche oder Hilfeleistungen ging.

Tabelle 1a: Unterstützungsbeziehungen in unterschiedlichen Partnerschaftsverhältnissen (nur Paare ohne Kinder)(Multiple Klassifikationsanalyse)

	eheliche Lebensgemeinschaft		nichteheliche Lebensgem	
	vor Kontrolle(1)	nach Kontrolle	vor Kontrolle	nach Kontrolle
A. Anteil Nennungen als erste potentielle Hilfequelle in % (1986)(2)				
Verwandte	19	20	19	17
Freunde	9	8	12	13
Nachbarn, Arbeitskollegen	2	2	2	2
B. Anzahl Hilfen für Personen außerhalb des eigenen Haushalts (1988) (3)				
für Verwandte	1,2	1,2	1,5	1,1
für Freunde	0,8	0,9	1,7	1,2
für Nachbarn	0,4	0,4	0,4	0,4

(1) Kontrollvariablen: Geschlecht (als zusätzliche Determinante) und Alter (als Kovariate)

(2) bei folgenden Hilfen insgesamt: Haus-/Gartenarbeit, Hilfe bei Grippe, Leihe größerer Geldsumme, Hilfe bei Depressionen, bei Partnerproblemen, Besprechen persönlicher Probleme, Rat bei wichtigen Veränderungen

(3) maximal 8 Hilfen: Autoreparatur, Gartenarbeit, Umzugshilfe, Renovierung, Hausbau/ Umbau, Kinderbetreuung, Krankenbetreuung, Hilfe bei persönlichen Problemen

Datenbasis: Allbus 1986 und Wohlfahrtssurvey 1988

Tabelle 1b: Besuchskontakte in unterschiedlichen Partnerschaftsverhältnissen (nur im gleichen Haushalt lebende Paare ohne Kinder)

	eheliche Lebensgemeinschaften bis 29 J.		nichteheliche Lebensgemeinschaften ab 30 J.	
A. Besuche mit Verwandten (1984)				
(beinahe) täglich	24	49	18	29
mind. 1mal pro Woche	52	32	17	35
mind. 1mal pro Monat	18	13	39	20
seltener	5	5	24	14
nie/keine Verwandten vorhanden	1	1	1	3
B. Gegenseitige Besuche mit Freunden (1988)				
(beinahe) täglich	9	12	7	9
mind. 1mal pro Woche	56	51	34	36
mind. 1mal pro Monat	16	23	26	25
seltener	3	7	8	9
kein enger Freund vorhanden	16	7	25	21
C. Vorhandensein von Nachbarn, "mit denen Sie sich gut verstehen" (1984)				
	66	66	86	68

Signifikanzniveaus: * = 5%-Niveau; ** = 1%-Niveau; *** = 0,1%-Niveau; ns = nicht signifikant" = Irrtumswahrscheinlichkeit größer als 5%

Datenbasis: Wohlfahrtssurveys 1984 und 1988

5. Soziale Isolation in verschiedenen Lebensformen

Soziale Isolation kann sowohl als objektiv-strukturelles als auch als subjektives Phänomen ("Einsamkeit") untersucht werden. Ich beschränke mich hier auf die strukturelle Perspektive, d.h. auf das Fehlen von Sozialbeziehungen, die als wahrscheinliche Quellen sozialer Unterstützung in Frage kommen und ein Gefühl von Zugehörigkeit vermitteln (vgl. Fischer/Phillips 1982:22). Aber welche Anzahl und Art von Sozialbeziehungen kann dafür als "ausreichend" angesehen werden? Dies ist in hohem Ausmaß von den jeweiligen persönlichen Dispositionen und Kontextbedingungen abhängig, so daß sich kaum eine für alle gleich bedeutsame Untergrenze definieren läßt.

Die in Tabelle 2 definierten Indikatoren sozialer Isolation sind aus diesem Blickwinkel sicherlich etwas willkürlich, jedoch im einzelnen gut begründbar. Die Differenzierung verschiedener Isolations-Indikatoren nach Netzwerk-Subsystemen erscheint mir deshalb notwendig, weil sich in vielen Untersuchungen eine Art Arbeitsteilung zwischen ihnen nachweisen ließ: Nahe Verwandte haben - in der Regel - nicht dieselbe Bedeutung wie entfernte Verwandte, Verwandte insgesamt haben nicht dieselbe Bedeutung wie Freunde, und der Lebenspartner ist nicht mit dem besten Freund vergleichbar (vgl. Burt 1983).

Die überragende Bedeutung eines Lebenspartners ist in vielen Untersuchungen nachgewiesen worden, und es existiert dazu auch kein funktionales Äquivalent. Eine herausgehobene Bedeutung innerhalb des engeren sozialen Umfelds hat auch der beste Freund bzw. die beste Freundin. Im Unterschied zu Verwandten ist eine Freundschaftsbeziehung "erworben", d.h. sie spiegelt eine Art Leistung und soziale Anerkennung wider. Die Bezeichnung als "bester" Freund bzw. "beste" Freundin hebt diese Beziehung auch zuverlässig über das Vorhandensein nur loser Freundschaftsbeziehungen hinaus. Von sozialer Isolation in Bezug auf Verwandtenbeziehungen wird dann gesprochen, wenn die Anzahl genannter Verwandter (in etwa) im untersten Dezil der Gesamt-Verteilung liegt und somit eine deutlich unter dem

Tabelle 2: Strukturelle Dimensionen sozialer Isolation in verschiedenen Lebensformen

	Kein	Kein	Isolation		
	Lebens- partner (3)	bester Freund (4)	nahe Ver- wandte (5)	and. Ver- wandte (6)	kumu- liert (7)
	%	%	%	%	%
Ledig:					
bei Eltern wohnend, in Ausbildung	83	8	9	6	4
bei Eltern wohnend, erwerbstätig	76	8	6	4	9
allein, nicht erwerbstätig, bis 34 J.	68	0	1	4	0
allein, erwerbstätig, bis 34 J.	65	13	5	10	4
allein, ab 35 J., nicht erwerbstätig	88	19	64	69	26
allein, ab 35 J., erwerbstätig	84	27	20	35	9
Paar (1),					
ohne Kind, bis 34 J., erwerbstätig (2)	0	14	4	2	0
ohne Kind, bis 34 J., nicht erwerbstätig	0	13	5	5	0
ohne Kind, ab 35 J., erwerbstätig	0	31	25	10	2
ohne Kind, ab 35 J., nicht erwerbstätig	0	32	35	39	3
Paar,					
jüngstes Kind unter 6 J.	0	17	8	2	2
jüngstes Kind 6-12 J.	0	31	14	5	2
jüngstes Kind 13-17 J.	0	26	9	7	2
jüngstes Kind über 17 J.	0	35	4	13	0
Paar, "leeres Nest",					
erwerbstätig	0	23	6	6	1
nicht erwerbstätig	0	39	7	24	2
Alleinerziehende					
Getrennt oder geschieden	56	23	7	13	4
Lebende, ohne Kind	61	29	13	30	21
Verwitwet, alleinwohnend					
Verwitwet, alleinwohnend	97	39	21	35	46
Verwitwet, nicht alleinwohnend	73	40	1	27	10

LEGENDE

- (1) Befragte, die - verheiratet oder unverheiratet - mit einem Lebenspartner zusammenwohnen
(2) Die Angabe der Erwerbstätigkeit bezieht sich nur auf die befragte Person; der Erwerbsstatus des Partners bleibt unberücksichtigt
(3) Kein Lebenspartner: weder innerhalb noch außerhalb des eigenen Haushalts
(4) Kein bester Freund/keine beste Freundin: ""die Person, die Ihnen am nächsten steht"" außer Lebenspartner und Familie
(5) Isolation nahe Verwandte: insgesamt maximal zwei Eltern, Kinder und Geschwister vorhanden
(6) Isolation andere Verwandte: maximal zwei andere Verwandte vorhanden außer Eltern, Kinder, Geschwistern
(7) Kumulierte Isolation: mindestens zwei der folgenden drei Isolationsmerkmale: Kein Lebenspartner/kein beste(r) Freund(in)/max. zwei nahe Verwandte

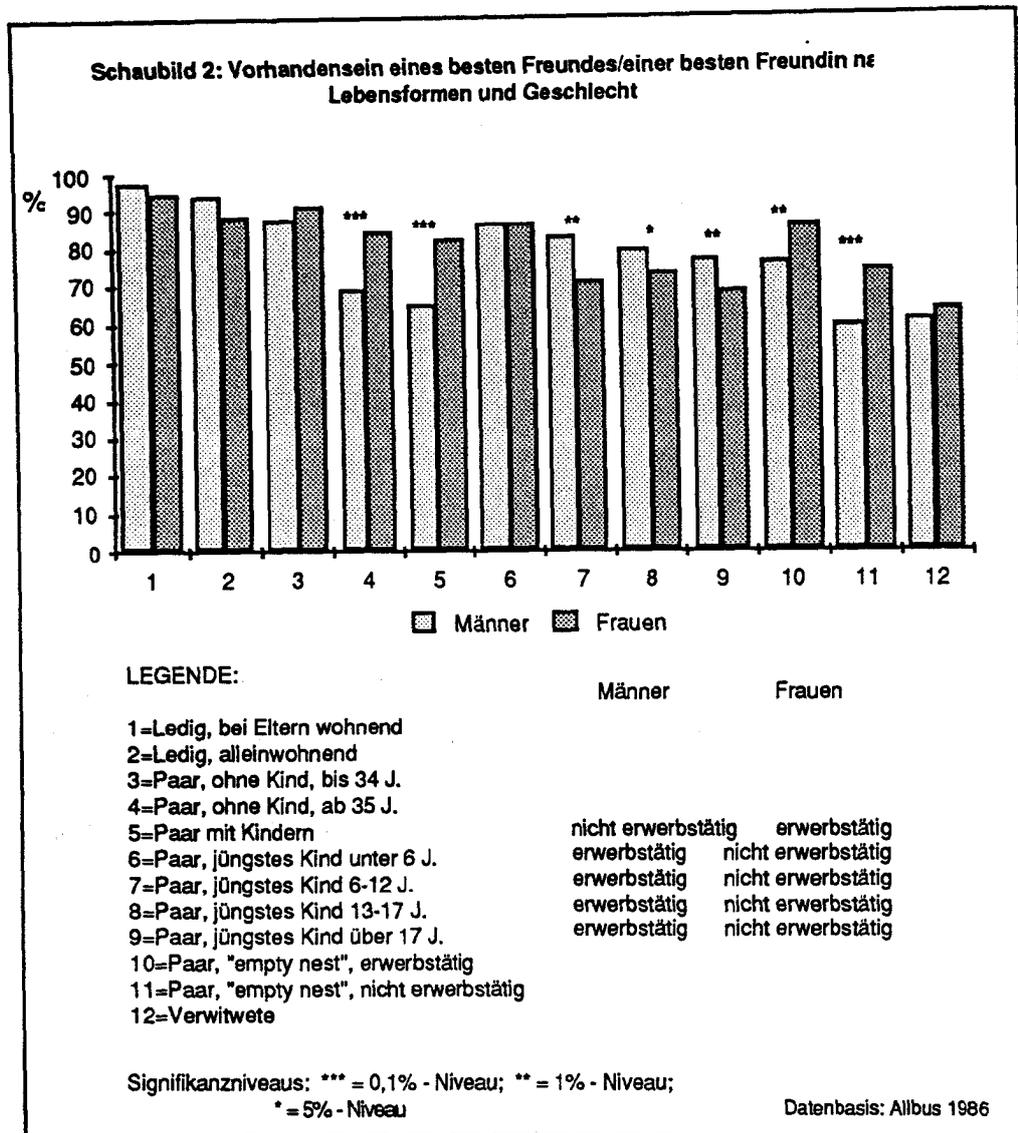
Datenbasis: Allbus 1986

Durchschnitt liegende Anzahl von Verwandten anzeigt, die als Hilfpotentiale infrage kommen.¹⁴

Tabelle 2 zeigt, daß das Risiko sozialer Isolation sich in wenigen Bevölkerungsgruppen - dort aber zum Teil sehr deutlich - ballt. Das Vorhandensein bzw. Nicht-Vorhandensein eines *Lebenspartners* ergibt sich schon teilweise aus der gewählten Definition von Haushalts- und Familienkonstellationen. Bemerkenswert ist, daß immerhin etwa ein Drittel der jüngeren alleinwohnenden Ledigen einen Lebenspartner hat, also keineswegs so ohne weiteres als "Alleinlebende" bezeichnet werden können - für ältere Ledige gilt dies nicht in gleichem Maße. Bei den Alleinerziehenden und den Geschiedenen (bzw. von ihrem Ehepartner getrennt Lebenden) sind es sogar noch etwas mehr.

Keinen *besten Freund* bzw. *beste Freundin* zu haben insbesondere Verwitwete, ältere Paare ohne Kinder sowie Paare mit erwachsenen Kindern im Haus, während bei den jüngeren Bevölkerungsgruppen das Risiko ausnahmslos deutlich unter dem Durchschnitt liegt. Hinsichtlich des Vorhandensein eines besten Freundes bzw. einer besten Freundin gibt es teilweise recht deutliche Unterschiede zwischen Männern und Frauen innerhalb der einzelnen Lebensformen (vgl. Schaubild 2). Unter den jungen Ledigen, den jüngeren Paaren ohne Kinder und den Paaren mit Kleinkindern fallen diese Unterschiede sehr gering aus. Große Unterschiede zugunsten von Frauen bestehen insbesondere zwischen nichterwerbstätigen Vätern und Müttern und bei Paaren in der Phase des "leeren Nestes". Den umgekehrten Fall, nämlich große Unterschiede zugunsten von Männern, finden wir vor allem in der gängigen Konstellation von Familien mit erwerbstätigen Männern und nichterwerbstätigen Frauen.

¹⁴ Die Dezilsgrenze ist letztlich eine willkürliche Operationalisierung. Es gibt keine absolute, normativ begründbare Ober- bzw. Untergrenze, ab der man von sozialer Isolation sprechen könnte, es sei denn: überhaupt keine Verwandten. Als Indikator wäre diese Definition jedoch untauglich, da er kaum vorkommt.



Eine geringe Anzahl an *Verwandten*, insbesondere an nahen Verwandten, haben vor allem ältere, alleinwohnende Ledige. Aber auch ältere Paare ohne Kinder haben deutlich weniger Verwandte als Paare in der Phase des "leeren Nestes" - ein augenfälliges Beispiel dafür, wie wenig aussagekräftig eine allein haushaltsbezogene Betrachtungsweise sein kann. Geschiedene und Verwitwete gehören ebenfalls zu den Bevölkerungsgruppen, die oft über einen nur kleinen Verwandtenkreis verfügen.

Die Gefahr definitiver Vereinzelung ist dann besonders groß, wenn strukturelle Isolation in mehreren Teilbereichen des persönlichen Netzwerks gleichzeitig auftritt. In solchen Fällen ist es den Betroffenen offensichtlich nicht möglich, Defizite in einem Teilbereich durch Kontakte in einem anderen Teilbereich wenigstens partiell auszugleichen. Eine solche Kumulation ist insgesamt vergleichsweise selten, doch ballt sich dieses Risiko bei drei Bevölkerungsgruppen, die sich auffallend von den übrigen Gruppen abheben: den älteren, alleinwohnenden und nicht erwerbstätigen Ledigen, den Geschiedenen bzw. getrennt Lebenden ohne Kinder sowie den alleinwohnenden Verwitweten.

6. Unterstützungspotentiale in unterschiedlichen Lebensformen

Ein Mindestmaß an Sozialkontakten stellt - quasi definitorisch - eine Grundvoraussetzung für soziale Einbindung überhaupt dar. Es gewährleistet jedoch nicht schon automatisch eine Bandbreite verschiedener Arten sozialer Unterstützung. In der einschlägigen Literatur findet man eine Vielzahl unterschiedlicher - zum Teil sehr differenzierter - Klassifikationen verschiedener Unterstützungsleistungen. Ihr gemeinsames Problem ist, daß diese verschiedenen Unterstützungsarten im Alltag häufig in Kombination miteinander auftreten und sich deshalb zwar theoretisch, jedoch kaum empirisch unterscheiden lassen. Alle Klassifikationen stimmen jedoch darin überein, daß sich als unterschiedliche Dimensionen wenigstens praktische und kognitiv-emotionale Formen der Unterstützung unterscheiden lassen (vgl. Abschnitt 4).

In Tabelle 3 ist dargestellt, welche Unterstützungspotentiale in verschiedenen Lebensformen vorhanden sind, und zwar aus zwei Blickwinkeln. Zum einen wird untersucht, welche Unterschiede hinsichtlich der Hilfen bestehen, die *von* anderen Personen *potentiell* verfügbar ist. Zum zweiten wurde danach gefragt, in welchem Ausmaß Hilfen *für* andere Personen *außerhalb des eigenen Haushalts* innerhalb der letzten zwei bis drei Jahre *tatsächlich* geleistet worden sind. Bei der Interpretation der entsprechenden Angaben ist zu beachten, daß im ersten Fall Haushaltsmitglieder mit in die Betrachtung eingeschlossen sind, während sie im zweiten Fall unbeachtet bleiben.

Tabelle 3: Hilfpotentiale in verschiedenen Lebensformen

	mögliche Hilfe VON anderen			tatsächliche Hilfe FÜR andere (5)	
	Emotionale Hilfe (2)	Praktische Hilfe (3)	Anzahl prakt. Hilfen (4)	für Verwandte	für Freunde
Ledig, bei Eltern wohnend	6,3	5,4	3,8	1,3	1,3
Ledig, alleinwohnend, bis 34 Jahre	5,7	5,0	4,7	1,7	2,6
Ledig, alleinwohnend, ab 35 Jahre	3,8	3,6	2,3	1,1	0,8
Paar (1), ohne Kind, bis 34 Jahre	5,7	4,9	5,0	1,5	1,4
Paar, ohne Kind, ab 35 Jahre	4,8	4,3	4,2	0,6	0,6
Paar, jüngstes Kind unter 6 Jahre	5,5	4,8	3,9	1,6	1,1
Paar, jüngstes Kind 6-12 Jahre	5,3	4,6	3,0	1,2	0,8
Paar, jüngstes Kind 13-17 Jahre	5,2	4,7	3,0	1,0	0,7
Paar, jüngstes Kind über 17 Jahre	5,2	4,5	2,7	1,0	0,7
Paar, "leeres Nest"	5,2	4,5	5,1	1,0	0,3
Alleinerziehende	5,4	4,7	3,8	1,3	1,6
Getrennt o. geschieden Lebende, o. Kind	4,3	3,9	2,5	1,1	0,9
Verwitwet, alleinwohnend	4,0	3,7	2,1	0,6	0,3
Verwitwet, nicht alleinwohnend	4,5	4,1	2,9	0,6	0,4

LEGENDE

- (1) Befragte, die - verheiratet oder unverheiratet - mit einem Lebenspartner zusammenwohnen
(2) Nennung von maximal acht informellen Helfern für vier kognitiv-emotionale Formen sozialer Unterstützung: Hilfe bei Depressionen, Hilfe bei Partnerproblemen, Ratschlag bei wichtigen Veränderungen im Leben, Hilfe bei schwerwiegenden persönlichen Problemen
(3) Nennung von maximal sechs informellen Helfern für drei praktische Formen der Unterstützung: Hilfe in Garten oder Haushalt, Versorgung im Krankheitsfall, Leihen einer größeren Geldsumme
(4) Durchschnittliche Anzahl von maximal neun potentiell erhaltbaren Hilfen von Personen außerhalb des eigenen Haushalts: Reparatur von Fernseher/Radio, von elektr. Küchengerät, von Möbeln, Autoreparatur, Schneiderarbeiten, Maurerarbeiten, Wohnung streichen/tapezieren, Rechtsberatung, Hilfe bei Steuererklärung
(5) Durchschnittliche Anzahl von maximal acht innerhalb der letzten 2 bis 3 Jahre tatsächlich geleisteten Hilfen: Autoreparatur, Gartenarbeit, Wohnungsrenovierung, Umzug, Hausbau/Umbau, Kinderbetreuung, Pflege Kranker oder Behinderter, Hilfe bei persönlichen Problemen

Datenbasis: (1) u. (2): Allbus 1986; (3) u. (4): Wohlfahrtssurvey 1984

Insgesamt scheinen die Unterschiede geringer zu sein, als man hätte erwarten können. Dies mag zum Teil in den Operationalisierungen begründet sein. Gefragt war ja nach dem Vorhandensein möglicher oder potentieller informeller Helfer, nicht jedoch nach der Leichtigkeit des Zugangs oder der Qualität der Hilfe. Umgekehrt gilt

jedoch: Wenn jemand nicht einmal eine mögliche informelle Hilfequelle angeben kann - also gar nicht auf Hilfe rechnen kann - , deutet dies schon auf ein beachtliches Defizit hin. In ähnlicher Weise kann im Falle der Hilfen für andere argumentiert werden.

Bemerkenswert ist zunächst, daß die Ergebnisse für die verschiedenen Hilfeindikatoren und für beide Datensätze sehr konsistent sind. Sowohl bei praktischen als auch bei emotionalen Formen der Unterstützung, bei den geleisteten wie bei den erhaltenen Hilfen sind es fast immer dieselben Lebensformen, die über bzw. unter dem jeweiligen Durchschnitt liegen. Wie bei den Kontakten sind es wieder die jüngeren Gruppen, die sowohl viele Hilfequellen zur Verfügung haben als auch selbst für andere Personen außerhalb des eigenen Haushalts viele Hilfen leisten. Dies gilt insbesondere für Ledige, in geringerem Umfang aber auch für Paare ohne Kinder und Paare mit Kleinkindern.

Die strukturell gleichen Lebensformen weisen allerdings ein zum Teil weit unterdurchschnittliches Hilfepotential auf, wenn sie mit einem höheren Lebensalter verbunden sind. Alleinwohnende Ledige und Paare ohne Kinder über 35 Jahre, die in den jüngeren Altersgruppen in häufige und vielfältige Hilfebezüge eingebettet sind, gehören in höherem Alter mit zu den ausgeprägtesten Problemgruppen. Wieder sind es jedoch auch die Geschiedenen/getrennt Lebenden ohne Kinder und die Verwitweten, die am stärksten unter einem Mangel an informellen Unterstützungsmöglichkeiten leiden. Besonders prekär ist die Lage bei älteren Ledigen und Verwitweten, wenn sie alleine wohnen.¹⁵ Wie wir im vorhergehenden Abschnitt erfahren haben, ist diese Situation weniger in ihrer Haushaltssituation begründet als in einem generellen Mangel an nahen Verwandten und engen Freundschaftsbeziehungen.

¹⁵ Dies zeigt sich nicht nur bei den hier berichteten objektiven Kontakten und Hilfepotentialen, sondern auch auf subjektiver Ebene in einem bei diesen Gruppen besonders häufigen Gefühl der Einsamkeit (vgl. Diewald 1989).

7. Familiäre Solidarität und Koresidenzprinzip in der Beziehung zwischen Eltern und Kindern

Die bisherigen Ergebnisse haben bereits angedeutet, daß eine gemeinsame Haushaltszugehörigkeit nicht a priori eine Voraussetzung für ein hohes Maß an Kontakten und Hilfen zwischen Familienmitgliedern ist. Eine allein auf dem Koresidenzprinzip beruhende Darstellung von Familienstrukturen und ihren Veränderungen im Zeitverlauf ist daher unvollständig und anfällig für Fehldeutungen. Orientiert man sich an formalen Beschreibungsdimensionen persönlicher Netzwerke (vgl. z.B. Mitchell 1969, Barnes 1972), so kann die Bedeutung einer gemeinsamen Haushaltszugehörigkeit konzeptuell weniger als absolutes, qualitatives Abgrenzungskriterium, sondern eher als relativer Extremwert auf zwei Beschreibungsdimensionen aufgefaßt werden: (fehlende) räumliche Entfernung und (i.d.R. tägliche) face-to-face-Kontakte. Auch ob ein Sonderstatus der gemeinsamen Haushaltszugehörigkeit aufgrund gemeinsamen Wirtschaftens definiert werden kann, erscheint zweifelhaft. Finanzielle Zuwendungen, gemeinsame Nutzung von Arbeitsgeräten und gegenseitige Dienstleistungen zwischen Personen in unterschiedlichen Haushalten dienen genau den gleichen Zwecken.

Eine Ergänzung der auf der Basis des Koresidenzprinzips erfaßten Familienstrukturen bietet sich von daher in zweierlei Hinsicht an. Erstens sollten, noch ganz auf der Ebene einer formalen Strukturbeschreibung, auch solche familialen Konstellationen Beachtung finden, die hinsichtlich der beiden genannten formalen Beschreibungsdimensionen - räumliche Entfernung und Häufigkeit von face-to-face-Kontakten - einem gemeinsamen Haushalt nahekommen. Dies ist insbesondere bei Haushalten innerhalb desselben Hauses oder in derselben Nachbarschaft der Fall. Zum zweiten sollte nicht übersehen werden, daß formale Kriterien wie gemeinsame Haushaltszugehörigkeit bzw. räumliche Entfernung und Kontakthäufigkeit nicht selbst schon als Indikatoren familialen Zusammenhalts, sondern lediglich als infrastrukturelle Einflußfaktoren anzusehen sind, die für verschiedene Arten von sozialer Unterstützung eine jeweils unterschiedliche Bedeutung haben. Die extreme Nähe einer gemeinsamen Haushaltszugehörigkeit kann umgekehrt sogar zu einem Störfaktor gerade für

emotionale Unterstützung bzw. zu einem Streßfaktor werden, wenn sich etwa bei unterschiedlichen Wünschen der Alltagsgestaltung und fehlenden Ausweichmöglichkeiten dauerhafte Konflikte aufbauen.

Die Frage des Zusammenlebens von Familienmitgliedern in einem gemeinsamen Haushalt betrifft vor allem das Zusammenleben von Eltern und erwachsenen Kindern. Auf diesen Bereich will ich mich in diesem Abschnitt beschränken. In den Tabellen 4a und 4b ist für Beziehungen zwischen Eltern und Kindern in unterschiedlichen Lebensphasen, die nicht im selben Haushalt zusammenwohnen, dargestellt, wie groß jeweils die Entfernung zwischen den einzelnen Haushalten ist und wie häufig Besuchskontakte zwischen ihnen bestehen. Diese Differenzierung folgt der Vermutung, daß die Ausgestaltung von Netzwerkkontakten und Unterstützungsbeziehungen generell kontextabhängig, d.h. von den jeweiligen Lebensumständen beeinflußt ist.

Aus der Perspektive der Kindergeneration werden alleinwohnende Ledige, Paare ohne Kinder sowie Paare mit Kindern verglichen, in welchem Ausmaß sie mit ihren Eltern in Verbindung stehen. Von den ledigen Alleinwohnenden wohnen immerhin etwa 30 Prozent in höchstens 15 Minuten Entfernung zu den Eltern. Ein etwa gleich großer Prozentsatz hat auch mehrmals wöchentlich oder sogar täglich Besuchskontakt mit den Eltern; andere Formen des Kontakts - beispielsweise per Telefon - sind dabei noch nicht einmal eingerechnet. Diese Korrespondenz ist Ausdruck eines hohen linearen Zusammenhangs zwischen räumlicher Entfernung auf der einen und der gegenseitigen Besuchshäufigkeit auf der anderen Seite ($r=.67$ beim Vater und $.62$ bei der Mutter). Bei Paaren mit oder ohne Kind sind sowohl die räumlichen Entfernungen sogar etwas geringer als auch die Besuchskontakte entsprechend häufiger.

Auf der anderen Seite stehen allerdings auch etwa ein Drittel alleinwohnender Lediger und ca. ein Fünftel Verheiratete, bei denen die Entfernung zu ihren Eltern mehr als zwei Stunden Fahrzeit benötigt, ein Umstand, der häufige Besuchskontakte doch seltener werden läßt.

Tabelle 4a: Räumliche Entfernung und Besuchskontakte zwischen Eltern und Kindern in verschiedenen Lebenskontexten (Angaben in %)

Entfernung zu ...	Alleinwohnende Ledige		Paare ohne Kinder		Paare mit Kindern	
	Mutter	Vater	Mutter	Vater	Mutter	Vater
bis 15 Minuten	27	31	43	46	42	39
15 - 30 Minuten	14	9	13	13	17	16
30 Min. - 1 Stunde	14	14	15	15	14	14
1 - 2 Stunden	11	11	10	7	7	9
mehr als 2 Stunden	34	35	19	20	21	23
Besuchskontakte mit ...	Mutter	Vater	Mutter	Vater	Mutter	Vater
täglich	12	13	14	11	15	11
mehrmals die Woche	20	18	27	31	17	25
einmal pro Woche	27	24	22	23	25	27
einmal pro Monat	15	14	18	12	17	14
mehrmals im Jahr	23	22	16	6	17	6
seltener	4	10	4	18	9	18

Datenbasis: Allbus 1986

Tabelle 4b: Räumliche Entfernung und Besuchskontakte zwischen Eltern und Kindern in verschiedenen Lebenskontexten (Angaben in %)

Entfernung zu...	Paare mit Kindern		"leeres Nest"		Verwitwete	
	Tochter	Sohn	Tochter	Sohn	Tochter	Sohn
bis 15 Minuten	43	32	40	34	30	35
15 - 30 Minuten	19	14	18	19	23	19
30 Min. - 1 Stunde	19	8	14	10	11	18
1 - 2 Stunden	12	11	7	10	10	4
mehr als 2 Stunden	17	35	21	24	25	24
Besuchskontakt mit...	Tochter	Sohn	Tochter	Sohn	Tochter	Sohn
täglich	33	32	20	21	21	19
mehrmals die Woche	21	18	29	21	24	14
einmal pro Woche	22	17	21	20	22	38
einmal pro Monat	9	10	13	16	11	10
mehrmals im Jahr	11	20	14	16	13	14
seltener	4	3	4	6	9	5

Datenbasis: Allbus 1986

Aus der umgekehrten Perspektive der Elterngeneration werden ältere Paare mit noch weiteren Kindern im Haushalt, Paare in der Phase des "leeren Nestes" sowie Verwitwete miteinander verglichen, in welchem Ausmaß sie noch mit ihren Töchtern und Söhnen in Verbindung stehen. Es bestätigt sich auch aus diesem Blickwinkel, daß bei etwa einem Drittel aller Eltern-Kind-Beziehungen, bei denen die Generationen in verschiedenen Haushalten leben, sowohl die räumlichen Distanzen gering und leicht überbrückbar sind, als auch reger und regelmäßiger Besuchsverkehr herrscht. In solchen Fällen sind im Hinblick auf die Möglichkeit wechselseitiger sozialer Unterstützung Verhältnisse gegeben, die den Voraussetzungen eines gemeinsamen Haushalts zumindest teilweise sehr nahe kommen. Dabei scheinen sowohl räumliche Entfernung als auch Besuchskontakte über verschiedene Lebensphase hinweg kaum zu variieren. Dies ist einerseits als Indiz für die stabile, nur wenig variierende Bedeutung der Eltern-Kind-Beziehung zu werten. Auf der anderen Seite scheint es jedoch auch so zu sein, daß Kinder den mit der Situation des "leeren Nestes" und mehr noch mit der Verwitwung verbundenen Verlust von haushaltsinternen Ansprechpartnern ihrer Eltern nicht mit häufigeren Besuchen kompensieren.

Mittlerweile ist in einer ganzen Reihe empirischer Untersuchungen, die sich kritisch mit der "Verlust von Gemeinschaft"-These auseinandergesetzt haben, die außerordentlich große Bedeutung von nicht im selben Haushalt wohnenden Familienmitgliedern in verschiedenen Alltags- und Krisensituationen nachgewiesen worden. Eltern-Kind-Beziehungen spielen dabei die größte Rolle, und zwar sowohl hinsichtlich der oft nur geringen räumlichen Distanz (z.B. Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung 1987:90) als auch hinsichtlich vielfältiger Arten gegenseitiger Unterstützung selbst (ebenda:88). Es finden sich hier Formen der Zusammenarbeit, die auch nach strengen Maßstäben als wesentliche Elemente einer gemeinsamen Haushaltsführung und Abstimmung der Lebensführung gelten können. So ist zum Beispiel in vielen Fällen die gleichzeitige Realisierung von Kinderwunsch und Erwerbsabsicht der Frau von "innerfamilialen Abstimmungsprozessen" (ebenda:89) abhängig, in denen sich - nicht im selben Haushalt wohnende - Großmütter zur zeitweisen Betreuung der Kinder bereit erklären.

In der folgenden Darstellung geht es mir deshalb auch weniger darum zu zeigen, daß es auch heute wichtige haushaltsübergreifende familiäre Solidaritäten gibt. Das Ziel besteht vielmehr darin, für einen definierten Teilbereich der sozialen Unterstützung und speziell für die Eltern-Kind-Beziehung das *Ausmaß* zu quantifizieren, in dem familialer Zusammenhalt von gemeinsamer Haushaltszugehörigkeit und räumlicher Entfernung abhängig ist. Dabei unterscheide ich wieder zwischen der Perspektive der Eltern und derjenigen der Kinder (vgl. Schaubilder 3a,b und 4a,b).

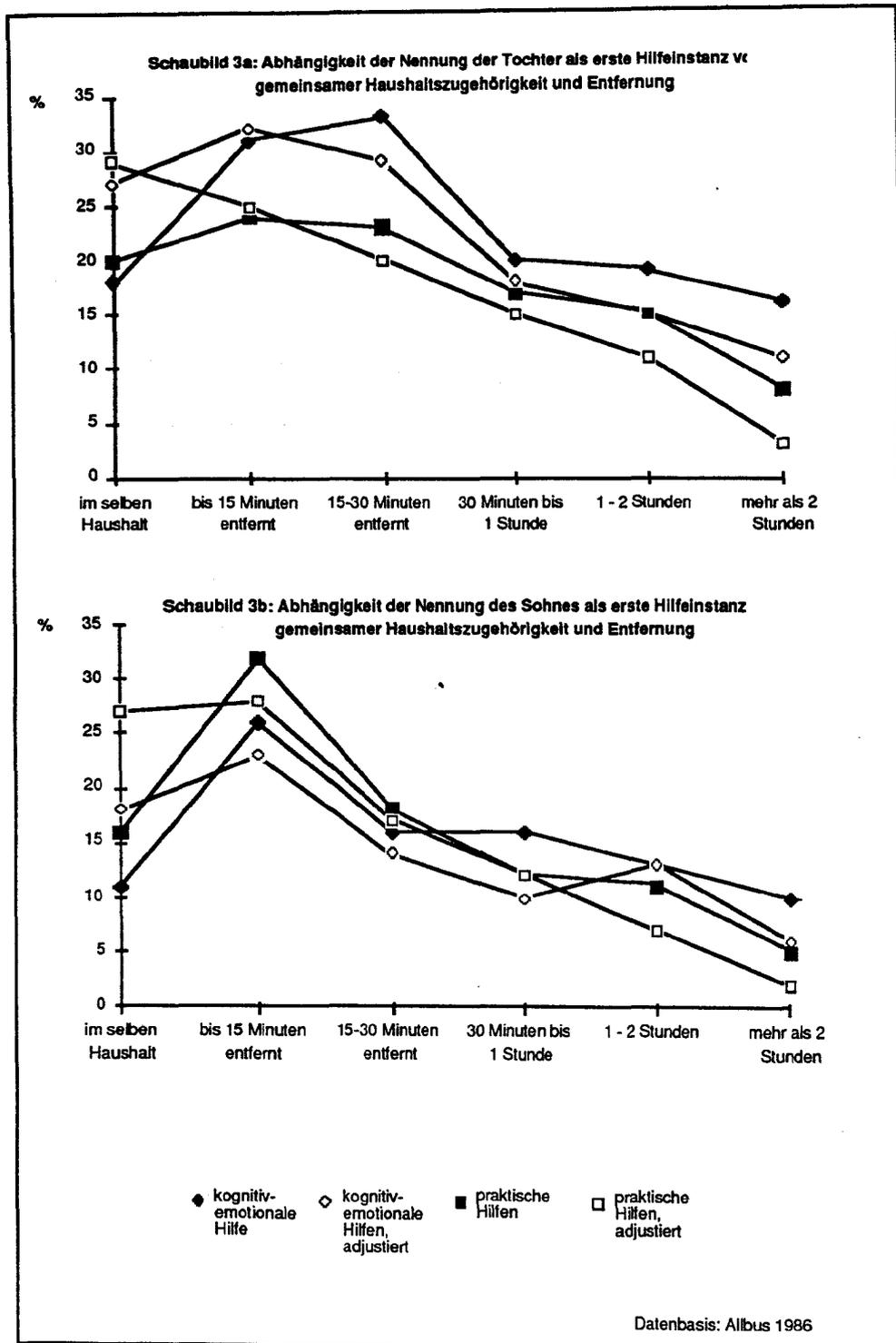
Die in den Schaubildern berichteten Prozentangaben beziehen sich dabei wieder auf die anteilige Häufigkeit, mit der Mütter bzw. Väter die erstgenannte Ansprechstation bei zwei praktischen (Haus- und Gartenarbeit sowie das Sich-Kümmern bei vorübergehender krankheitsbedingter Bettlägerigkeit) und vier kognitiv-emotionalen Formen der Unterstützung (Hilfe bei Depressionen, Besprechen persönlicher Probleme, Ratschlag bei wichtigen Veränderungen im Leben, Besprechen von Partnerproblemen) sind. Die Schaubilder enthalten zusätzlich zu den bivariaten Zusammenhängen Angaben, die mittels Multipler Klassifikationsanalysen nach Alter, Geschlecht und Partnerschaftsverhältnis der Befragten kontrolliert wurden. Damit soll dem Umstand Rechnung getragen werden, daß die Bedeutung der Eltern bzw. Kinder als Quelle sozialer Unterstützung auch davon abhängig ist, in welcher Lebensphase sich die Befragten jeweils befinden und ob im besonderen ein Lebenspartner als vorrangige Anlaufstation zur Verfügung steht (vgl. Abschnitt 4).

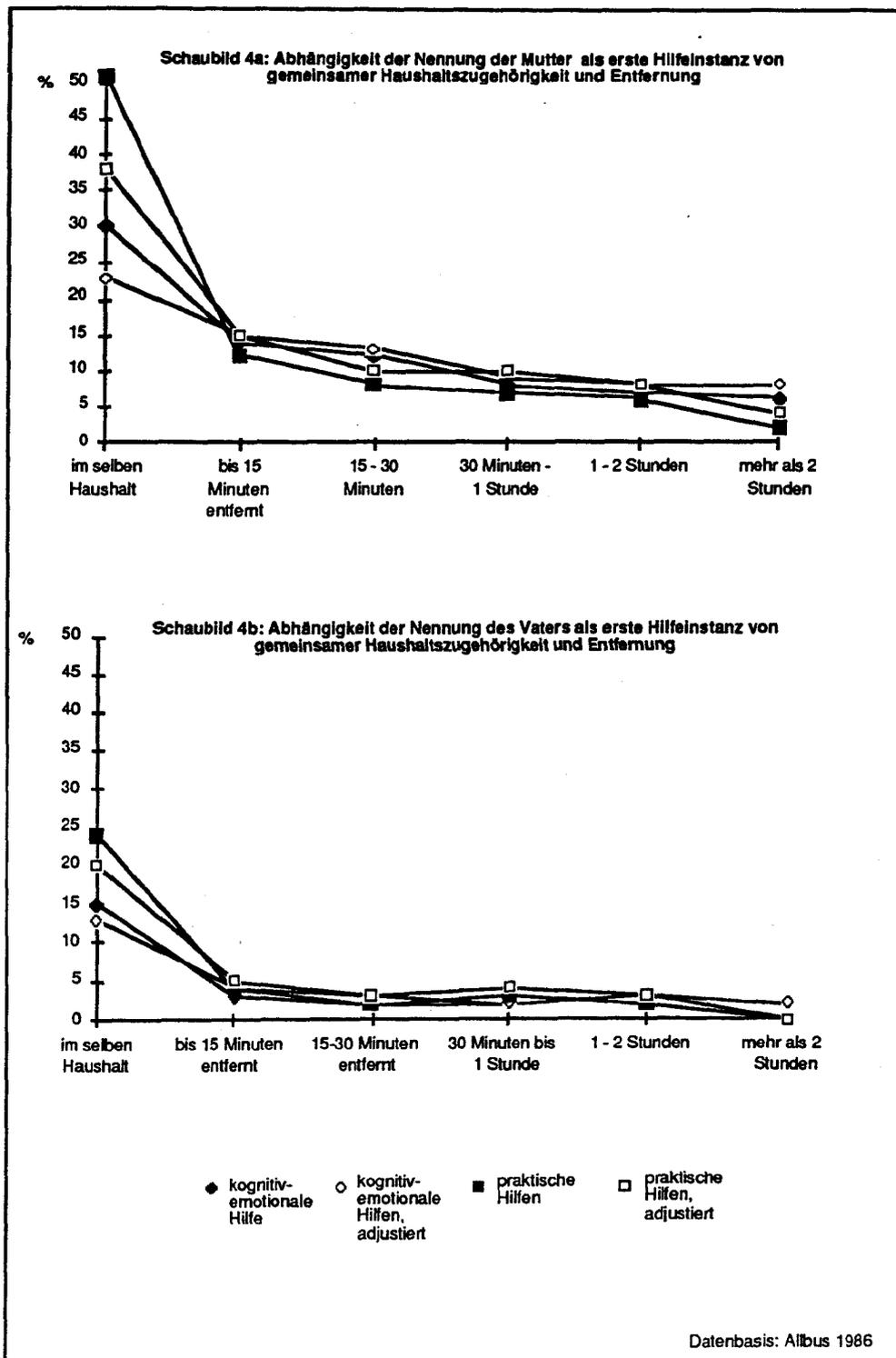
Insbesondere diese multivariaten Werte belegen, daß eine gemeinsame Haushaltszugehörigkeit keine überragende, qualitative Bedeutung für solidarische Beziehungen von Kindern zu ihren Eltern hat. Im Gegenteil scheint es für die Aufrechterhaltung einer Hilfebeziehung sogar günstiger zu sein, wenn die Haushalte zwar getrennt sind, ein gegenseitiges Aufsuchen aber nicht mehr Zeit als 15 Minuten benötigt (s. Schaubilder 3a,b). Dies gilt sowohl für die praktischen als auch für die kognitiv-emotionalen Formen der sozialen Unterstützung. Bereits Parsons (1964:107) hat ja auf die Möglichkeit hingewiesen, daß eine gemeinsame Haushaltszugehörigkeit auch ein Störfaktor sein kann. Getrennte Haushalte sind daher auch nicht als Indikator für eine Distanz zwischen den Generationen zu interpretieren, sondern eher als Formen des Zusammenlebens, in denen bei vergleichsweise großer Nähe

und Unterstützungsbereitschaft die jeweilige Unabhängigkeit und individuelle Freiheiten der Lebensführung gewahrt werden. Autonomiestreben ist also offensichtlich nicht mit Bindungslosigkeit gleichzusetzen.

Die Häufigkeit kognitiv-emotionaler Unterstützung liegt auch bei einer Entfernung von 15 bis 30 Minuten noch auf vergleichbar hohem Niveau, während praktische Hilfen dann schon spürbar seltener werden. Räumliche Entfernung erweist sich damit zwar auf keinem Niveau als unüberwindliche Hürde, aber doch als Kostenfaktor für familiäre Unterstützung. Diese Hürde wirkt beim Verhältnis zum Sohn etwas stärker als beim Verhältnis zur Tochter, d.h. sie unterstreicht, daß Töchter insgesamt etwas stärker in die Pflicht genommen werden als Söhne, und zwar insbesondere im Bereich der kognitiv-emotionalen Unterstützung.

Diese geschlechtsspezifische Differenzierung von Helferrollen bzw. -verpflichtungen ist jedoch in der Elterngeneration sehr viel stärker ausgeprägt. Aus der Perspektive der Kindergeneration erweisen sich Mütter als weitaus wichtigere Quellen der sozialen Unterstützung als die Väter (Schaubilder 4a,b). Sowohl bei den praktischen als auch bei den kognitiv-emotionalen Formen der Unterstützung werden Mütter etwa doppelt so häufig als Hilfequelle genannt wie Väter. Die Unterschiede bestätigen eindrücklich die These, daß es hauptsächlich die Frauen sind, die innerhalb der Familien für die psychosoziale Versorgung zuständig sind.





Das Zusammenwohnen in einem gemeinsamen Haushalt scheint dabei, wenn auch bei Kontrolle von Alter, Geschlecht und Partnerschaftsverhältnis der Befragten etwas weniger deutlich, für die Bedeutung der Eltern als Hilfequelle von überragender Bedeutung zu sein. Der überaus krasse Abfall der Nennungen schon bei einer Entfernung von höchstens 15 Minuten sowie die fehlende Variation der Nennungen über die verschiedenen Distanzen hinweg lassen vermuten, daß sich die gemeinsame Haushaltszugehörigkeit hier kaum in Sinne eines Zeit- oder Kostenfaktors (leichte Erreichbarkeit) allein interpretieren läßt. Es liegt vielmehr die Vermutung nahe, daß es sich beim Auszug der Kinder aus dem Elternhaus um eine weitreichende biographische Veränderung handelt, die auch Perspektiven- und Orientierungswechsel bezüglich der Einbindung in Bezugsgruppen einschließt. Diese biographische Veränderung konnte statistisch offensichtlich auch nicht durch die erwähnten Kontrollvariablen angemessen erfaßt werden.

Die so stark unterschiedliche Bedeutung von Haushaltszugehörigkeit und räumlicher Entfernung für die Nennung von Eltern bzw. Kindern als vorrangige Quelle sozialer Unterstützung ist zunächst überraschend. Die Diskrepanz wird jedoch plausibel, wenn man das Verlassen des Elternhauses durch die Kinder, wie oben bereits angedeutet, als biographischen Prozeß entschlüsselt, der für Eltern und Kinder eine jeweils unterschiedliche Bedeutung hat. Wie Tyrell (1976:405) unter Berufung auf Parsons ausführt, handelt es sich aus der Sicht der Kinder um eine "tendenziell krisenhafte Ablösung und psychische Emanzipation von der Herkunftsfamilie", in deren Verlauf sie "von sich aus, also ohne elterliches Zutun" neue persönliche Beziehungen und Loyalitäten aufbauen müssen (ebenda). Dabei handelt es sich nicht um einen Abbruch von Kontakten und auch nicht um die Verweigerung von Solidaritäten - wie aus den berichteten Ergebnissen eindeutig hervorgeht, sondern um eine wohl unumgängliche und teilweise einseitige Bemühung zur Distanzgewinnung. Umgekehrt besteht für die Elterngeneration diese Notwendigkeit der Distanzgewinnung als Voraussetzung für eine Neorientierung nicht. Infolgedessen haben sie sowohl weniger Anlaß als auch weniger Möglichkeiten, auf andere Personen als Hilfequelle auszuweichen. Daß sie ihre Kinder auch nach deren Auszug aus dem Elternhaushalt in großem Umfang als wesentlichste Hilfequelle

nennen können, weist darauf hin, daß diese Perspektive von den Kindern auch weitgehend akzeptiert wird.

8. Entwicklungstendenzen haushaltsübergreifender Sozialkontakte und Hilfebeziehungen

Die bisherigen Querschnittsanalysen haben gezeigt, daß Auflösungserscheinungen familialer Haushalte zumindest teilweise über kompensierende familiale, verwandtschaftliche und nichtverwandtschaftliche Kontakte und Hilfebeziehungen aufgefangen werden. Abnehmende kulturelle Verbindlichkeiten der Lebensgestaltung und strukturelle Veränderungen sind jedoch, fast zwangsläufig, mit Verunsicherungen und einem Vertrauensverlust insbesondere in vorgegebene Sozialbeziehungen verbunden. Die Frage ist, wie die einzelnen Menschen darauf reagieren? Ändern sie ihr Hilfeverhalten aus dem Bewußtsein heraus, auf die Erwartbarkeit informeller Hilfe angewiesen zu sein? Am Beispiel von Freundschaftsbeziehungen und einer Reihe güterbezogener und personenbezogener Hilfen für Verwandte, Freunde/Bekannte und Nachbarn will ich versuchen, einige kurzfristige Entwicklungstendenzen im Bereich haushaltsübergreifender Hilfebeziehungen für den Zeitraum der letzten acht bzw. zehn Jahre nachzuzeichnen.

Die Einschätzung der "Möglichkeiten, mit Menschen in Kontakt zu kommen, mit denen man Freundschaft schließen könnte", hat sich von 1978 zu 1988 nicht signifikant verändert (s. Schaubild 5). Faktisch sind Freundschaftsbeziehungen sogar häufiger geworden. Das Vorhandensein zumindest eines "wirklich engen" Freundes bzw. "wirklich engen" Freundin außerhalb der Familie haben 74% der Befragten im Jahr 1978 und 73% im Jahr 1984 bejaht; 1988 ist dieser Anteil auf 81% angestiegen.

Lassen sich bestimmte Bevölkerungsgruppen als Träger dieser Entwicklung identifizieren, oder verlief die Zunahme an Freundschaftsbeziehungen in allen Gruppen ungefähr gleich? Tabelle 5 zeigt, daß es vor allem Frauen (im Vergleich zu Männern), verheiratete und verwitwete Menschen (im Vergleich zu den Ledigen) sowie Personen aus dem Arbeitermilieu (im Vergleich zu Mittel- und Oberschicht) sind, bei denen Freundschaftsbeziehungen besonders stark zugenommen haben. Es han-

delt sich bei ihnen um diejenigen Teile der Bevölkerung, die traditionell eher verwandtschaftlich orientiert sind und am seltensten in Freundschaftsbeziehungen engagiert waren. Hier scheint sich nun eine leichte Angleichung des Kontaktverhaltens bzw. eine Tendenz zur Reduzierung der jeweiligen Unterschiede abzuzeichnen. Lagen beispielsweise Ledige und Verheiratete im Jahr 1978 noch um 16 Prozentpunkte auseinander, so ist dieser Unterschied 1988 auf 9 Prozent gesunken. In ähnlicher Weise ist der Unterschied zwischen Arbeiterschicht und Oberer Mittel- bzw. Oberschicht von 21% auf 16% reduziert worden. Wir beobachten also insgesamt eine Tendenz der generellen Zunahme von Freundschaftsbeziehungen bei leichter Einebnung von Unterschieden zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen. Das Ergebnis ist, daß mehr einzelne Personen und auch mehr Gruppen innerhalb der Bevölkerung in Freundschaftsbeziehungen eingebunden sind als es vorher der Fall war.

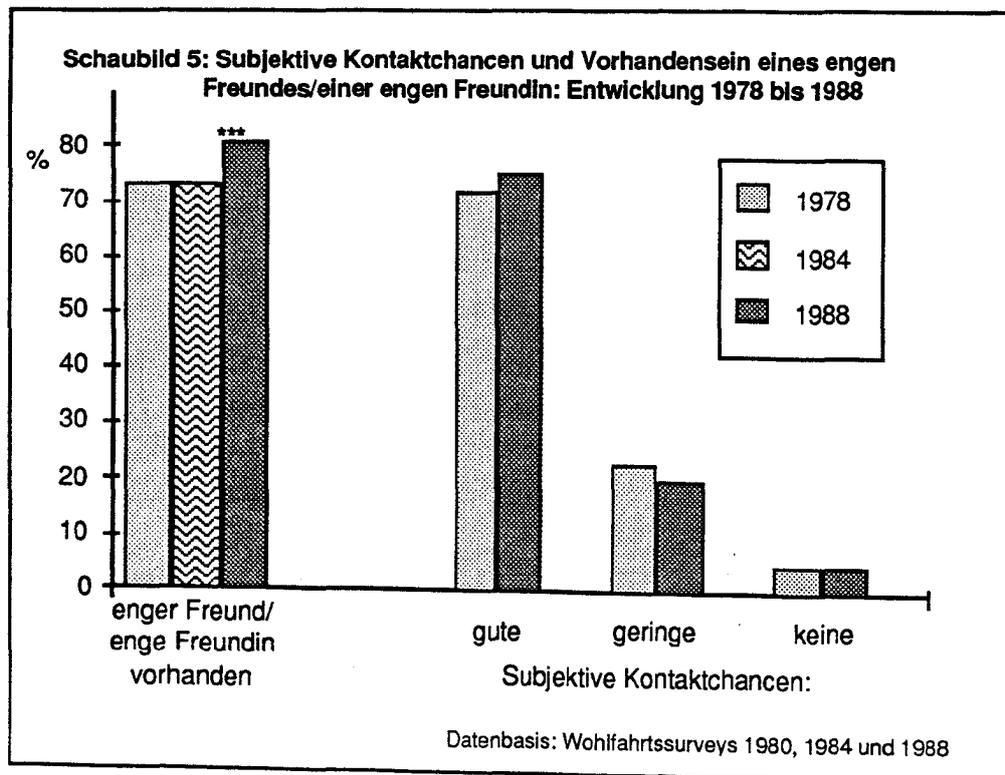


Tabelle 5: Freundschaftsbeziehungen in verschiedenen Bevölkerungsgruppen 1978, 1984 und 1988

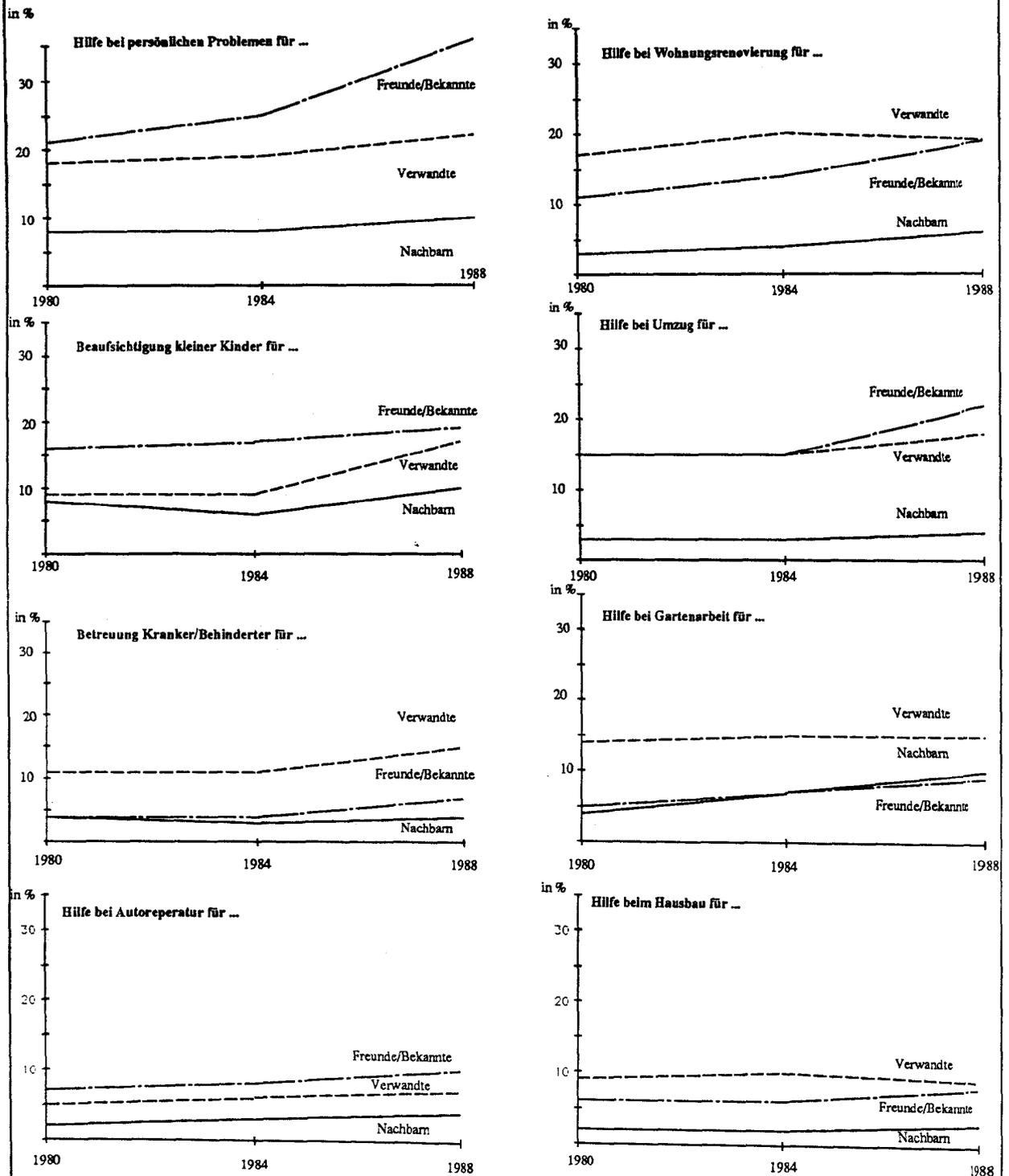
	1978 %	1984 %	1988 %
Insgesamt	74	73	81
Männer	72	72	81
Frauen	76	76	81
Familienstand			
ledig	90	89	91
verheiratet	74	72	82
mit Kleinkindern	81	80	89
mit Schulkindern	77	76	85
verwitwet	67	66	68
geschieden	64	65	78
Subjektive Schichteinstufung			
Arbeiterschicht	63	63	71
Mittelschicht	78	78	85
Obere Mittel-/Oberschicht	84	88	87
Schulabschluß			
Volksschule/ohne Abschluß	67	68	76
Mittlere Reife	81	82	87
(Fach-) Abitur	86	88	91

Frage: "Haben Sie einen oder mehrere wirklich enge Freunde, ich meine außerhalb der Familie?"

Datenbasis: Wohlfahrtssurveys 1978, 1984, 1988

Nicht nur Freundschaftsbeziehungen an sich, sondern auch Hilfeleistungen unter Freunden haben innerhalb der letzten acht Jahre deutlich zugenommen. Wie die Auswahl verschiedener Hilfen in Schaubild 6 zeigt, war dies insbesondere für gelegentlich anfallende praktische Hilfen (Umzugshilfe, Hilfe bei der Wohnungsrenovierung) und - stärker noch - für die Betreuung kleiner Kinder und die Hilfe bei persönlichen Problemen der Fall. Eine Zunahme dieser Hilfen ist wiederum hauptsächlich von 1984 zu 1988 zu verzeichnen, während die Unterschiede zwischen 1980 und 1984 sehr viel weniger deutlich ausfielen.

Schaubild 6: Entwicklung ausgewählter Hilfeleistungen für Verwandte, Freunde/Bekannte und Nachbarn 1980 - 1988



Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1980, 1984 und 1988

Innerhalb des gleichen Zeitraums sind Hilfen zwischen Verwandten in etwa auf gleichem Niveau geblieben. Nachbarliche Hilfen haben leicht zugenommen, und zwar bei der Gartenarbeit und der Betreuung kleiner Kinder. Damit scheint sich die relative Bedeutung der genannten Teilgruppen - Verwandte, Freunde/Bekannte, Nachbarn - als Unterstützungspotentiale etwas verschoben zu haben. Vor acht Jahren galt noch, daß, bis auf die Hilfe bei persönlichen Problemen, die Verwandten fast durchweg und mit deutlichem Abstand die wichtigste Hilfeinstanz außerhalb des eigenen Haushalts waren. Mit dieser Eindeutigkeit läßt sich das mittlerweile nicht mehr sagen. Freunde und Bekannte haben bei einigen Hilfen gleichgezogen (Wohnungsrenovierung, Beaufsichtigung kleiner Kinder) oder in ihrer Bedeutung die Verwandten sogar überflügelt (Umzugshilfe, Hilfe bei persönlichen Problemen). Um Mißverständnisse zu vermeiden: Unterstützung innerhalb des Verwandtschaftssystems ist nicht seltener, sondern Hilfen unter Freunden bzw. Bekannten sind inzwischen ähnlich häufig geworden.

Am Stellenwert der Nachbarn hat sich dagegen nichts geändert. Sie liegen in ihrer Bedeutung weiterhin mit großem Abstand sowohl hinter Verwandten als auch Freunden/Bekannten. Nur in alltäglichen Dingen und bei bestimmten Personengruppen haben sie eine nennenswerte Bedeutung. Familien mit kleinen Kindern und vor allem alte Menschen sind - vermutlich wegen ihrer vergleichsweise eingeschränkteren Beweglichkeit - am ehesten in nachbarliche Hilfebeziehungen eingebunden.

Man sollte jedoch vorsichtig sein in der Einschätzung und Verallgemeinerung dieser Trends. Es gibt unter den verschiedenen Unterstützungsleistungen eine bemerkenswerte Ausnahme, bei der Freundeshilfe *nicht* überproportional zugenommen hat: die Betreuung Kranker und Behinderter. Bei dieser sozialpolitisch besonders wichtigen Form der informellen Hilfe blieb auch während der letzten Jahre die eindeutige Vorrangstellung verwandtschaftlichen Beistands bestehen.

Mit Trendaussagen sollte man auch vorsichtig sein, weil lediglich drei Meßzeitpunkte vorliegen.¹⁶ Angesichts der Größenordnung der Veränderungen sind die Zweifel hinsichtlich der Richtung eines Trends eher gering: Er geht in Richtung einer Zunahme haushaltsübergreifender Unterstützungspotentiale, und zwar vor allem zwischen Nichtverwandten. Eine solche Entwicklung ist auch theoretisch plausibel. Eine mögliche - wenn auch keine zwingende - Interpretation wäre, daß es sich um Versuche handelt, sich auf der Basis direkter Reziprozitätsverhältnisse eine Erwartbarkeit von Hilfe zu schaffen. Dies geschieht, indem sie durch eigene Hilfeleistungen quasi verdient und damit einklagbar wird (vgl. z.B. Gouldner 1960, Ekeh 1974). Gerade dann, wenn "zuschriebene" Sozialbeziehungen und der damit verbundene Mechanismus "aufgeschobener Reziprozität" (Antonucci 1986) weniger erwartbar bzw. kalkulierbar werden, ist eine solche Strategie angemessen. Auslöser dafür muß nicht ein Zusammenbruch familialer Solidarität sein; kulturelle Verunsicherungen können auch alleine ausreichen.

Lassen sich bestimmte Lebensformen als hauptsächliche Träger dieses Trends identifizieren, oder erfaßt er alle Gruppen innerhalb der Bevölkerung mehr oder weniger gleichmäßig? Die Schaubilder 7a und b zeigen eine vergleichsweise gleichmäßige Entwicklung für verschiedene Lebensformen.¹⁷ Familien mit Kindern haben jedoch absolut und proportional die stärksten Zuwächse zu verzeichnen, abgesehen von den Geschiedenen inklusive der von ihrem Ehepartner getrennt Lebenden. Bei dieser Gruppe ist allerdings aufgrund der geringen Fallzahl von jeweils unter 100 Befragten Vorsicht hinsichtlich der Zuverlässigkeit der Größenordnung der Veränderung angebracht.

¹⁶ Dagegen liegt eine andere mögliche Fehlerquelle, nämlich ungleiche Randverteilungen wesentlicher Einflußfaktoren in den vier Befragungstichproben, nicht in einem Ausmaß vor, das die Unterschiede erklären könnte.

¹⁷ Im Vergleich zu den Tabellen 2 und 3 in den Abschnitten 5 bzw. 6 sind die Lebensformen hier gröber klassifiziert, um eine zuverlässigere Basis für Trendaussagen zu erhalten.

Schaubild 7a: Hilfeleistungen für Verwandte

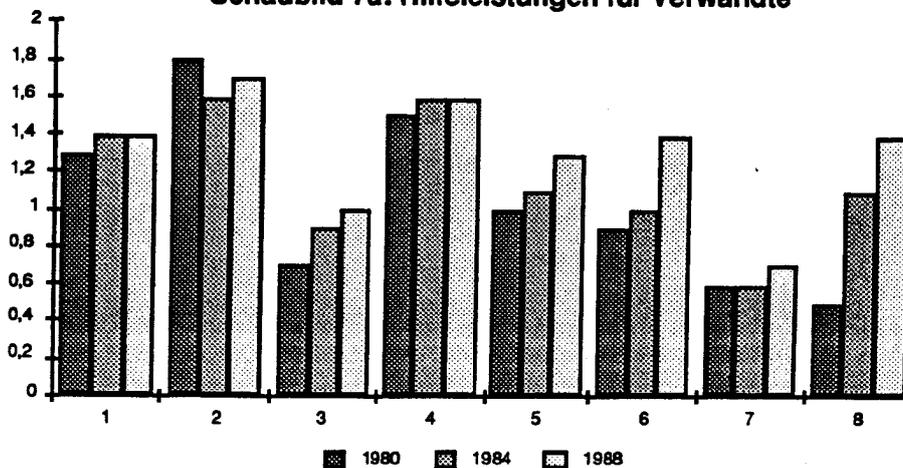
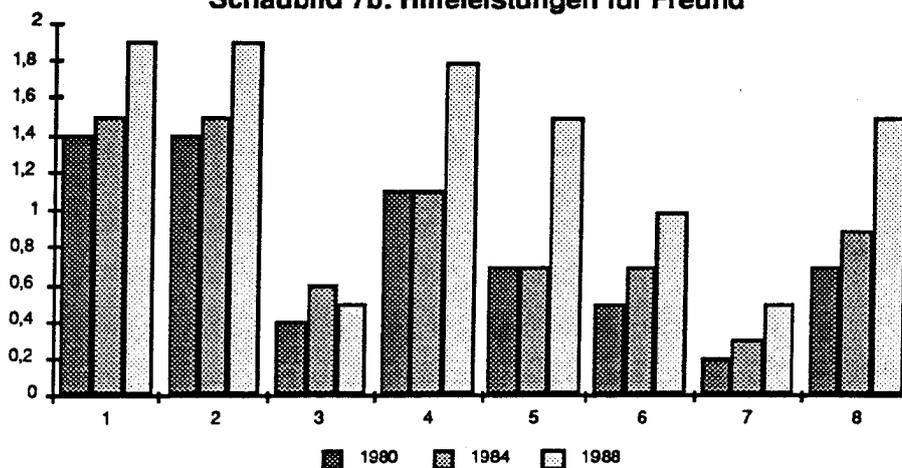


Schaubild 7b: Hilfeleistungen für Freund



- 1=Ledige, die nicht mit Partner zusammenwohnen
- 2=Paare ohne Kinder, bis 44
- 3=Paare ohne Kinder, 45 Jahre und älter
- 4=Paare, jüngstes Kind unter 6 Jahre
- 5=Paare, jüngstes Kind 6-17 Jahre
- 6=Paare, jüngstes Kind 18 Jahre und älter
- 7=Verwitwete
- 8=Getrennt Lebende/Geschiedene

Datenbasis: Wohlfahrtssurveys 1980, 1984 und 1988

9. **Schlußfolgerungen**

Insgesamt präsentieren uns die empirischen Analysen ein vielschichtigeres Bild als es ein summarischer Begriff wie Individualisierung oder Pluralisierung nahelegen würde. Auch hat sich zeigen lassen, daß Veränderungen der Haushaltsstruktur allein kaum Aufschlüsse über soziale Integration insgesamt und, im besonderen, über familialen Zusammenhalt erlauben. Eine gemeinsame Haushaltszugehörigkeit ist keine Voraussetzung und damit auch kein geeignete Indikator für wechselseitige soziale Unterstützung. Die auf dem Koresidenzprinzip beruhende Darstellung von Haushalts- und Familienstrukturen erlaubt also keine gültigen Aussagen darüber, wie sich die Familie und Verwandtschaft als Systeme der sozialen Einbindung entwickeln. Noch weniger erlauben sie eine Aussage über soziale Integration und soziale Unterstützung insgesamt.

Strukturelle und kulturelle Zwänge und Selbstverständlichkeiten scheinen an Bedeutung für die Lebensführung abzunehmen, und die Pluralität von realisierten Möglichkeiten der Gemeinschaftsbildung nimmt offensichtlich zu. Wenn aber Gemeinschaftsbildung dadurch zu einer - mehr als vorher - individuell zu erbringenden Leistung wird, stellt sich die Frage, ob sich dabei bestimmte Gewinner- und Verlierergruppen herausbilden.

Auch hier läßt sich wieder kein eindeutiges Gesamturteil in Richtung Desintegration oder neue Formen einer geglückten Integration fällen. Einige der beobachteten Veränderungen scheinen zwar zunächst einen Trend zur Vereinzelung anzuzeigen, erweisen sich jedoch bei näherer Betrachtung keineswegs als Indikatoren eines Gemeinschaftsverlusts. Die Zunahme von jüngeren Alleinwohnenden und die Situation des "leeren Nestes" älterer Ehepaare scheinen wenig problematisch zu sein (vgl. Alwin/Converse/Martin 1985). Es hat sich gezeigt, daß das Zusammenleben mehrerer Familiengenerationen im selben Haushalt zumindest hinsichtlich der hier untersuchten Dimensionen sozialer Unterstützung keinen Vorteil gegenüber dem Leben in getrennten Haushalten darstellt, solange diese nicht weiter als eine viertel bis halbe Stunde Wegzeit auseinanderliegen. Hier droht ein "Verlust von Gemeinschaft" also nicht von getrennter Haushaltsführung an sich, sondern durch die Mo-

bilitätserfordernisse moderner Industriegesellschaften. Verschiedenen Untersuchungen zufolge ist diese räumliche Mobilität jedoch geringer als weithin vermutet wird; sie scheint sogar in den letzten Jahren nicht zu- sondern abzunehmen (Wagner 1987).

Dagegen scheint das Leben ohne einen festen Partner - sei es als Verwitwete oder als ledig Gebliebene - in höherem Alter zu einem Problem zu werden, das nicht über andere Kontakte kompensiert werden kann. Auch kinderlose Ehen entwickeln sich mit fortschreitendem Alter nicht nur zu einem Problem für die Rentenversicherung, sondern sind auch für die Paare selbst mit einem geringeren Potential an sozialer Unterstützung verbunden. Vor allem diese Lebensformen tragen eine Gefahr des Austrocknens der "gleichsam naturwüchsigen Solidaritätspotentiale in unserer Gesellschaft" in sich (Dettling 1988:68). Das überproportionale zahlenmäßige Anwachsen dieser Personengruppen stellt zweifelsohne ein Risiko für die informelle Versorgungsfähigkeit unserer Gesellschaft dar.

Die größere Vereinzelungsgefahr in diesen Lebensformen liegt nur zum Teil direkt im damit verbundenen Fehlen eines Lebenspartners bzw. dem Fehlen von Kindern begründet. Indirekt sind Ehepartner und Kinder immer auch Anknüpfungspunkte für weitere Kontakte zu Verwandten und Nichtverwandten: Eine der förderlichsten Bedingungen für Freundschaftsbildungen sind gemeinsame Probleme, Lebensumstände und wahrgenommene Ähnlichkeiten. Vor allem dann, wenn Ehe und/oder Kinder für eine Alterskohorte die Norm sind, fällt deren Fehlen also doppelt ins Gewicht.

Es bedeutet jedoch noch nicht unbedingt, daß diese Aussage auch für die Zukunft gelten muß. In dem Maße, in dem solche Lebensformen sich ausbreiten und quasi "normal" werden, steigt auch die Möglichkeit neuer Formen der Gemeinschaftsbildung - vor allem über nichtverwandtschaftliche Beziehungen. Inwiefern solche Möglichkeiten durch flankierende institutionelle Regelungen zusätzlich abgesichert und gefördert werden können, muß und wird auch in der Sozialpolitik zunehmend diskutiert werden. Hier ist Phantasie bei der Erfindung innovativer Institutionen gefragt.

Literatur

- Alwin, Duane F./Philip E. Converse/Steven S. Martin: "Living Arrangements and Social Integration". In: *Journal of Marriage and the Family*, 1985, S.319-332
- Antonucci, Toni C./James S. Jackson: "Successful Aging and Life Course Reciprocity" Paper presented at the Second European Conference on Developmental Psychology, Rome, September 1986
- Badura, Bernhard/Gross, Peter: *Sozialpolitische Perspektiven*. München 1976
- Badura, Bernhard et al.: *Leben mit dem Herzinfarkt*. Berlin 1987
- Barnes, J.A.: "Social networks". In: *Module of Anthropology*, 16, 1972, S.1-29
- Beck, Ulrich: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt 1986
- Bott, E.: *Family and Social Network*. London 1957
- Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (Hrsg.): *Familienbildung in der Bundesrepublik - Stichtagsergebnisse. Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Heft 54*. Wiesbaden 1987
- Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit (Hrsg.): *Nichteheliche Lebensgemeinschaften in der Bundesrepublik Deutschland. Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit, Band 170*. Stuttgart 1985
- Burt, Ronald S.: "Distinguishing Relational Contents". In: R.S. Burt/M.J. Minor (eds.): *Applied Network Analysis*, Beverly Hills 1983, S.35-74
- Dettling, Warnfried: "Jenseits von Markt und Macht". In: Ulf Fink (Hrsg.): *Der neue Generationenvertrag*. München 1988, S.65-69
- Diewald, Martin: "Sozialkontakte und Hilfeleistungen in informellen Netzwerken". In: W. Glatzer/R. Berger-Schmitt (Hg.): *Haushaltsproduktion und Netzwerkhilfe*, Frankfurt/New York 1986, S.51-84
- Diewald, Martin: "Private Netzwerke". In: Statistisches Bundesamt (Hrsg.): *Datenreport 1989*. Stuttgart 1989. Im Druck.
- Ekeh, P.P.: *Social Exchange Theory: The Two Traditions*. Cambridge, MA: Harvard University Press 1974
- Fischer, Claude S.: *To dwell among friends. Personal networks in town and city*. Chicago 1982

- Fischer, Claude S. et al.: *Networks and places: Social relations in urban settings*. New York 1977
- Fischer, Claude S./Phillips, Susan L.: "Who is alone. Social Characteristics of People with Small Networks". In: L.A. Peplau/D. Perlman (eds.): *Loneliness. A sourcebook of current theory, research and therapy*. New York 1982, S.21-39
- Gouldner, A.W.: "The norm of reciprocity: A preliminary statement." In: *American Sociological Review*, Vol. 25, 1960, S.161-178
- Granovetter, Mark S.: "The strength of weak ties". In: *American Journal of Sociology*, Vol.78, 1973, S.1360-1380
- Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim: "The Future of the Family", in: *Plenaries of the European Population Conference 1987, Helsinki 1987*, S.113-200
- Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim: "Ehe und Familie in der modernen Gesellschaft". In: "Aus Politik und Zeitgeschichte", Beilage zur Wochenzeitung *Das Parlament*, B13/1988, S.3-13
- Höhn, Charlotte: *Der Beitrag der Bevölkerungswissenschaft zur Politikberatung. Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Sonderheft 15* (hrsg v. Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung). Wiesbaden 1988
- House, J.S./Kahn, R.L.: "Measures and concepts of social support". In: Cohen, S./Syme, S.L. (eds.): *Social support and health*. New York 1985
- Janowitz, Morris: *The Social Control of the Welfare State*. Chicago 1976
- Joas, Hans: "Das Risiko der Gegenwartsdiagnose". Besprechung von U. Beck: *Risikogesellschaft*. In: *Soziologische Revue*, H.1, 1988, S.1-6
- Klages, Helmut: *Der Nachbarschaftsgedanke und die nachbarliche Wirklichkeit in der Großstadt*. Köln/Opladen 1958
- Litwak, E.: "The use of extended family groups in the achievement of social goals: Some policy implications. In: *Social Problems*, Vol.7, 1959, S.177-187
- Mackensen, Rainer: "Die Postmoderne als negative Utopie". Besprechung von U. Beck: *Risikogesellschaft*. In: *Soziologische Revue*, H.1, 1988, S.6-12
- Mitchell, J.C.: "The concept and the use of social networks". In: Ders.(ed.): *Social networks in urban situations*. Manchester 1969
- Mitterauer, M./Sieder, R.: *Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie*. München 1977

- Nave-Herz, R.: "Kontinuität und Wandel in der Bedeutung, in der Struktur und Stabilität von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland". In: Dies.(Hrsg.): Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart 1988, S.61-94
- Nisbet, R.A.: Community and Power. New York 1969
- Parsons, T.: The Social Structure of the Family, in: Anshen, R.N. (ed.): The Family. Its Functions and Destiny. New York 1949, S.173-201
- Parsons, T.: "Das Verwandtschaftssystem in den Vereinigten Staaten". In: Ders.: Beiträge zur soziologischen Theorie. Neuwied und Berlin 1964, S.84-108
- Pfaff, Holger: Streßbewältigung und soziale Unterstützung. Zur sozialen Regulierung indi viduellen Wohlbefindens. Weinheim 1989
- Pfeil, Elisabeth: Die Familie im Gefüge der Großstadt. Hamburg 1965
- Schenk, M.: Soziale Netzwerke und Kommunikation. Tübingen 1984
- Schubert, H.A.: Nachbarschaft, Entfremdung und Protest. Welche Chancen haben Gemeinschaftsinitiativen in modernen Gesellschaften? Freiburg 1977
- Shumaker, Sally A./Brownell, Arlene: "Toward a Theory of Social Support: Closing Conceptual Gaps". In: Journal of Social Issues, Vol.40, No.4, 1984, S.1136
- Sorokin, P.A.: Social Philosophies of an Age of Crisis. New York 1950
- Strohmeier, K.P.: Quartier und soziale Netzwerke. Frankfurt/New York 1983
- Tönnies, Ferdinand: Gemeinschaft und Gesellschaft. Darmstadt 1965 (1887)
- Tyrell, H.: "Probleme einer Theorie der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung der privatisierten modernen Kernfamilie". In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 5, H. 4, 1976, S.393-417
- Wagner, Michael: "Räumliche Mobilität im Lebensverlauf". Dissertation, Freie Universität Berlin 1987
- Wellman, Barry: "The community question: the intimate networks of East Yorkers". In: American Journal of Sociology, Vol.84, 1979, S. 1201-1231
- Wellman, Barry: "Applying Network Analysis to the Study of Social Support". In: B. H. Gottlieb (ed.): Social Networks and Social Support. London 1981, S.171-200

Wellman, Barry et al.: "Community ties and support systems: From intimacy to support". In: Bourner, R. et al.(eds.): The form of cities in central Canada. Toronto 1973

Witte, James: "Haushalt und Familie". In: Datenreport 1987, hrsg. v. Statistischen Bundesamt in Zusammenarbeit mit dem Sonderforschungsbereich 3 der Universitäten Frankfurt und Mannheim. Stuttgart 1987, S.368-376

Wirth, Louis: "Urbanism as a way of Life. In: American Journal of Sociology, Vol.44, 1938, S.1-25

Zweiter Familienbericht - Bericht über die Lage der Familie in der Bundesrepublik Deutschland. Bundestags-Drucksache 7/3502 vom 15.4.1975. Bonn 1975

Arbeitsgruppe Sozialberichterstattung

Die Arbeitsgruppe Sozialberichterstattung widmet sich - in der Tradition der Sozialindikatorenforschung - der Dauerbeobachtung des sozialen Wandels und der Wohlfahrtsentwicklung in der Bundesrepublik Deutschland, auch im internationalen Vergleich. Datenbasis sind Repräsentativbefragungen der Bevölkerung wie die sog. *Wohlfahrtssurveys* und das *Sozio-ökonomische Panel*. Die theoretischen Orientierungen stammen aus der Modernisierungstheorie und der Theorie der Wohlfahrtsproduktion. Unter dem Begriff *Prospektive Sozialberichterstattung* werden auch die handlungsrelevanten Vorstellungen über die zukünftige Entwicklung unserer Gesellschaft theoretisch und empirisch untersucht.

Martin Diewald, Diplomsoziologe
Dr. Katrin Gillwald
Roland Habich, Diplomsoziologe (stellvertretender Leiter)
Detlef Landua, Diplomsoziologe
Prof. Dr. Wolfgang Zapf (Leiter)